



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Universitätsbibliothek Paderborn**

### **Katholische Erzähler der Neuzeit**

**Keiter, Heinrich**

**Paderborn, 1880**

III. Die Novelle.

**urn:nbn:de:hbz:466:1-15316**

III.

Die Novelle.

---

Antonie v. Harthausen. | O. Ludolff.

Maria Kenzen. | Adalbert Stifter.

---

—◆◆—



III  
Die Novelle.

Antonie u. Pauline v. Farnhausen. M. Lindolf.  
Karl v. Klenow. K. v. Klenow.



### Antonie von Harthausen.

Gegen Ende des Jahres 1877 erließ die Verlagsbuchhandlung von Ferdinand Schöningh in Paderborn ein Preisausschreiben für Novellen. Bedingung waren: Umfang von mindestens zweihundert und fünfzig Seiten und Auffassung des Lebens in katholischem Geiste. Wider alles Erwarten liefen nicht weniger als drei und dreißig Arbeiten ein, und von diesen verdiente, nach dem einstimmigen Urtheile der kompetenten Preisrichter, der Herrn Grimme, Hülskamp und Lindemann, die Novelle „Mädchenleben“ von Freifräulein Antonie von Harthausen den zweiten Preis von fünfzehnhundert Mark.

Das Buch liegt vor und das Urtheil der Leser wird nicht anders lauten, als das Gutachten der drei Preisrichter. In der That ist das Erstlingswerk der Nichte Annetens von Droste ein Beweis ganz hervorragenden Talentes. Eine echte Dichterin tritt uns entgegen, aber auch eine echte Künstlerin. Wir haben es in ihrer Novelle nicht mit einem schüchternen Versuche, sondern mit einem ausgezeichneten dichterischen, wenn auch nicht ganz makellosen Kunstwerke zu thun. Nicht tastend und suchend, sondern mit ruhiger Sicherheit tritt die Dichterin auf. Und schon diese Sicherheit, dieses ruhige Bewußtsein der eigenen Kraft nimmt den Leser gefangen. Er erkennt: dieser Geist weiß, was er kann, und er wird sein Können niemals überschätzen und demgemäß durch unnatürliche Uebertreibung den Leser nicht beleidigen.



Eine kernige Natur, echt westfälische seelische Gesundheit spricht aus jeder Zeile. Annette von Droste's Geist lebt wieder auf und schwebt sichtbar über der ganzen reizenden Novelle. Da ist trotz aller Zartheit der Empfindung, trotz all' der gewaltigen seelischen Erschütterungen, trotz aller ergreifenden Scenen keine Spur von krankhafter Sentimentalität — da ist das echteste natürlichste Fühlen, der treueste Ausdruck des Lebens wie es ist. Keine dämmernde Gefühlseligkeit, kein nebelhaftes Wiegen in „unendlichen“ Liebeschmerzen, kein wollüstiges Behagen an Herzensweh und Entfagungssqual — überall die unverfälschte Realität. Und doch ist alles anmuthend, so reizend, so übergossen von dem Schimmer dichterischen Sonnenglanzes, daß der Leser sich nicht trennen kann von dem herrlichen Gebilde.

Die Handlung allein kann solche Wirkungen nicht hervorbringen. Es sind nicht ungewöhnliche Ereignisse, nicht neue, nie dagewesene Combinationen, nicht überraschende Verwicklungen — es ist das alte, schon oft gesungene und nie ausgefundene Lied von den Herzen, die sich suchten, lange suchten und viele Qual erdulden mußten, weil Verkennung und Mißtrauen eine unübersteiglich scheinende Schranke bildeten. Es ist das alte Lied von den Liebenden, die sterben mußten, ohne ihres Herzens Sehnsucht gestillt zu haben. Es ist das alte Lied — nicht einmal in einer neuen Variation, aber es ist ein Lied, das ewig jung bleibt und nie zu oft gesungen werden kann, wie unsere Landsleute von heute noch singen gleich unsern Vorfahren vor tausend Jahren:

Et wafen twei Kunnigskinner, de hadden enander so leef,  
Se kunden bisammen nich komen, dat Water was vel to deef.

Das Wasser ist es nun freilich nicht, was die beiden Königs-  
kinder trennt, sondern das eigene Herz und böse Zungen.  
Man höre nur.



Baron von Elmeringsen lebt mit seinem Sohn Raban und seinen Töchtern Mechtild, Erika und Hildegard frohe Tage auf Schloß Elmeringhausen, bei ihnen zu Besuch Graf Hartfels, der bald Mechtild's Herz gewonnen. Tante Friederike, die gerade auf dem Schlosse weilt, sieht mit mißgünstigen Augen das Glück der jungen Leute und reizt ihren Neffen, den Baron, gegen Hartfels auf. Dessen bedurfte es kaum, denn für den Baron ist es genug, daß Hartfels ohne Vermögen und Protestant ist, er fährt den Arglosen in barschester Weise an und weist ihm unverblümt die Thür. Solcher Aufforderung vermag Hartfels' Ehre nicht zu widerstehen, er reißt sofort ab. Mechtild ist unglücklich, eine Gehirnentzündung wirft sie auf ein langwieriges Krankenlager. Die Tante sieht ohne Reue das Elend des jungen Mädchen's, sie wirft sogar auf Erika, die ihr in heftigen Worten ihre Bosheit vorhält, ingrimmigen Haß.

Ein neues Unglück folgt bald. Raban bekommt einen Blutsturz und stirbt. Der alte Baron ist trostlos, ein Kind hat er gänzlich verloren, das andere ist in seinem innersten Wesen geknickt und beidemale muß er sich selbst die Schuld zuschreiben.

Nach langer Trauer gilt der erste Ausflug der Frau von Wartotten in Gerten, deren Söhne und Töchter Jugendspielen der Kinder von Elmeringhausen sind. Hier lernt Erika einen jungen Mann kennen, von dem sie sich wechselweis mächtig angezogen und abgestoßen fühlt. Es ist Wilderich von Dorneck. Ihm dagegen kommt Erika anfangs ungemein unbedeutend vor, nach und nach muß er ihre geistige Kraft und die seelische Schönheit ihres Angesichtes bewundern. Dies Zusammentreffen bleibt vorläufig ohne Folgen. Wie aber staunt Erika, als sie nach einigen Wochen eben diesen Dorneck als den künftigen Herrn von Elmeringhausen, als den Sproß einer entfernten Linie, an welche



Elmeringhausen bei dem Mangel männlicher Erben übergeht, sich vorstellen sieht! Es entwickelt sich zwischen Wilderich und den drei Mädchen ein höchst glückliches Verhältniß. Der alte Baron sieht es mit Vergnügen und wünscht nichts sehnlicher, als daß Wilderich eine seiner Töchter zur Gemahlin nehme. In seiner offenen Weise sagt er ihm das gerade heraus und findet schon bereiteten Boden für seine Worte. Wilderich erbittet acht Tage Bedenkzeit, diese aber genügen für Tante Friederike, um Alles zu zerstören. Sie hat längst Wilderich's und Erika's Herz durchschaut; ihr Haß gegen Wilderich, von dessen Vater sie sich betrogen glaubt, treibt sie, die Liebenden zu trennen. Es gelingt ihr nur allzu gut: Wilderich lügt sie vor, Erika wolle Erich Warkotten heirathen, und Erika, Wilderich habe längst eine Braut zu Hause. Von Stund' an tritt zwischen Beiden statt der bisherigen Herzlichkeit trennende Kälte ein. Es hält Wilderich nicht länger in Elmeringhausen, er verreist auf einige Tage, und als er zurück kehrt, erbittet er sich von dem alten Baron die Hand seiner Tochter Hildegard. Etwas verwundert, doch freudig, giebt der Baron sein Jawort und auch Hildegard, die noch halb kindische Hildegard, zögert nicht. Erika ist außer sich vor Schmerz. Erst bei den guten Nonnen in Marienthal findet sie die Ruhe ihres Herzens wieder. Sie lebt dort zufrieden und ruhig, bis eine plötzliche Krankheit ihres Vaters sie nach Hause ruft.

Auch Wilderich weilte fern von Elmeringhausen bei seiner Mutter. Hier trifft ihn ein liebevoller Brief Hildegard's, worin sie ihn bittet, ihr ihr Wort zurückzugeben, weil sie ihn nicht genug liebe. Wilderich liest die Zeilen ohne Bedauern, er hatte ja Hildegard nicht geliebt. Gleichzeitig aber erhält er ein Telegramm, daß der alte Baron am Schlage gestorben. Er eilt sofort hin.



Auch Graf Hartfels eilt nach Elmeringhausen und denkt nun Mechtild heimführen zu können. Zu seinem Schmerze macht aber Mechtild, die ihn mit hoher Freude empfängt, jetzt gegen ihre Verbindung denselben Einwand geltend wie ehemals ihr Vater: die Verschiedenheit des religiösen Bekenntnisses. Hartfels will seinen Glauben nicht zum Opfer bringen, er reißt wieder ab. Mechtild scheidet noch einige Zeit hin, dann stirbt sie am Herzschlag. Die vereinsamten Schwestern Erika und Hildegard ziehen nach Münster.

Wilderich lebt sehr zurückgezogen auf Elmeringhausen. Eines Tages entdeckt er ein geheimes Fach in seinem Schreibtisch, er läßt es öffnen und findet zu seinem Erstaunen in demselben Blumen und Bleifeder-skizze von Erika's Porträt. Beides hatte Wilderich auf seinem Zimmer liegen lassen. Daß Erika diese kleinen Andenken so sorgsam bewahrt, ist ihm ein Beweis der Liebe; er schreibt ihr sofort einen langen Brief, den er postfertig auf den Tisch legt. In diesem Augenblicke tritt Tante Friederike bei ihm ein. Nach einem kurzen Gespräche erspäht sie den Brief an Erika, schnell erbieht sie sich, ihn an Erika zu besorgen. Der Brief kam nie an seine Adresse; sie unterschlug ihn.

Vergebens wartet Wilderich auf Antwort. Nach einigen Tagen geht er selbst nach Gerten herüber, um Erika zu sehen. Sein Staunen und sein Unmuth wird groß, als sie ihm begegnet wie immer. Gefränkt wirft er sich in seinen Wagen, Erika sieht es mit heimlichem Schmerz. Wilderich's Pferde gehen durch, er ist in höchster Gefahr, da wirft sich Erika den Pferden entgegen, hängt sich an die Zügel und läßt sich schleifen. Bald stehen die Pferde. Wilderich trägt die ohnmächtige Erika nach Gerten, und hier finden sich endlich die so lange sich suchenden Herzen. Gleichzeitig sendet Wilderich's Haushälterin das Couvert von Wilderich's Brief an Erika,



das sie in Tante Friederike's Zimmer gefunden. So löst sich auch dieses Räthsel.

Das ist die ganze Handlung! Was sofort an ihr auffällt, ist der deus ex machina, der durchgehende Wagen. Es bedurfte wahrlich eines solchen unkünstlerischen Mittels nicht, die Verwicklung einer befriedigenden Lösung entgegen zu führen. Sag doch die Aufklärung so nahe, als die alte Wirthschafterin Wilderich's das Couvert des Briefes an Erika fand.

Weiter dürfte es auffallend erscheinen, daß Erika bei ihrem ersten Zusammentreffen mit Dorneck nicht weiß, daß er ein Verwandter ihres Hauses ist. Wissen doch gerade die Adelligen am Besten, wieweit ihre familiären Beziehungen gehen und wer zu ihnen gerechnet werden kann. Man könnte einwerfen, die Damen hätten doch sicher einmal einen Blick in den Gothaer Almanach gethan, um sich von dem Umfange ihrer Verwandtschaft zu überzeugen, aber Erika behauptet Wilderich gegenüber, sie bekümmere sich um den „langweiligen Gothaer“ gar nicht. Dann bleibt aber immer noch die Unwahrscheinlichkeit bestehen, daß Niemand aus dem Barkotten'schen Kreise und Wilderich selbst sie nicht auf die nahe Verwandtschaft aufmerksam gemacht haben sollte. Doch ist das nur eine Kleinigkeit, die dem Ganzen eben so wenig Abbruch thut wie der Umstand, daß Erika bei Dorneck's Verlobung mit Hildegard gar nicht mehr daran denkt, daß er ja nach Tante Friederike's Aussage schon zu Hause eine Braut haben soll.

Bedenklicher erscheint die Stellung der Tante Friederike als böser Dämon in der Novelle. Es macht niemals einen guten Eindruck, wenn ein schlechter Charakter in einem dichterischen Werke die Quelle der Verwicklung sein muß; echt dichterisch ist nur der Conflict, der sich aus den Verirrungen der handelnden Personen selbst ergibt.



Und schließlich muß noch darauf aufmerksam gemacht werden, daß die eigentliche Handlung doch erst mit Seite 66 mit dem siebenten Kapitel, d. h. nach Raban's Tode beginnt. Unbestreitbar sind Wilderich und Erika die Hauptpersonen der Novelle, ihr Schicksal interessirt am meisten, sie stehen immer im Vordergrund. Gut, dann nimmt aber die Episode Mechtild und Hartfels einen unberechtigten Raum ein, sie stört die Symmetrie des Ganzen. Mag eine Episode noch so schön sein — sie muß sich bescheiden neben der Haupt-handlung halten und sich nicht in den Vordergrund drängen.

Schwerlich werden diese wenigen Mängel irgend einem Leser den Genuß verkümmern, sie fallen nur dem auf, der mit aufmerksamem Auge dem Gange der Handlung folgt. Und auch der wird leicht der kleinen Mängel vergessen, er wird mit freudiger Bewunderung anerkennen, wie meisterhaft die Dichterin darzustellen versteht, wie sehr sie die Kunst der Schilderung sich zu eigen gemacht, wie fein sie die Wirkung dieser oder jener plastischen Andeutung zu berechnen versteht. Wo andere Erzähler lange gefühlvolle Schilderungen geben würden, begnügt sie sich mit wenigen, aber kräftig bezeichnenden Worten. So z. B. die wunderliebliche Scene, als Mechtild nach langer Trennung ihren Geliebten wieder sieht.

„Ein stattlicher Offizier in der glänzenden Uniform der Erzherzog-Karl-Uhlanen kommt mit raschen Schritten ihr entgegen. Sie versucht einen Schritt zu machen, ihre Hände fliegen vor Erregung, es stimmert Alles vor ihren Augen, sie wankt, da fangen zwei Arme sie auf. Wolfgang Hartfels ist nach langer Trennung zu seiner Braut zurückgekehrt.

„Bist Du mir treu geblieben, Mechtild?“

„Ja!“ flüstert sie kaum hörbar.

„Hast Du oft an mich gedacht?“

„Alle Tage, jede Stunde meines Lebens!“

Mit jubelndem Entzücken hält er sie umschlungen.“

Wie prunklos, mit welch' holder Einfachheit ist das erzählt, und wie lebendig steht die ganze Scene vor den



Augen des Lesers! Man fühlt mit, man dichtet gleichsam mit und das zu erreichen soll ja eine der Aufgaben des erzählenden Dichters sein. Er soll der Phantasie des Lesers einen weiten Spielraum lassen, soll dessen Seele beim Lesen in dieselben Schwingungen versetzen, in denen die seinige beim Dichten erzitterte. So hat unsere Dichterin es auch bei der folgenden Scene gemacht, als Erika die Nachricht von ihres Bruders Unglück erhält.

„Was ist geschehen?“ war ihr einziges Wort. Als der Bote diese schreckensbleichen Züge, diesen starren Blick sah, brachte er nur mühsam hervor:

„Der junge gnädige Herr“ — — —

„Todt?“ fragte sie heiser.

„Noch nicht, hoffentlich, aber am Sterben. Er hatte einen Blutsturz, gleich nachdem er in Reuscheberg ankam.“

Weiter fügt die Dichterin kein Wort hinzu. Sie fühlte und wußte, daß tausend Worte nicht den unsäglichen Schmerz der liebenden Schwester auszudrücken vermochten.

Gleiches Lob muß allen anderen Schilderungen gespendet werden; den wenigen Naturschilderungen und der Darstellung der Localitäten. Den Schauplatz der Handlung, Schloß Elmeringhausen, zeichnet sie mit weniger Streichen; den geliebten westfälischen Wäldern, dem lieblichen Weserthal widmet sie warme, tiefempfundene Worte; aber es sind eben nur kurze Worte, nicht langathmige und ermüdende Schilderungen. Ueberall zeigt sich das Streben nach weiser Beschränkung, das nicht dem grübelnden berechnenden Verstande, sondern angeborener Künstlernatur entspringt.

Dieselbe Beobachtung machen wir bei den Charakteren. Unstreitig ist die Zeichnung der Charaktere die Stärke unserer Dichterin. Jede Person ist ausgerundet; sie wendet uns nicht eine Seite ihres Wesens zu, sondern das Vollbild. Selbst jene Personen, die nur vorübergehend auftreten, stehen



mit plastischer Anschaulichkeit von unserm Geistesauge. Ich erinnere nur an Lisbeth und die treffliche Frau Kniep, die, obgleich wir nur wenige Minuten bei ihnen verweilen, doch wie greifbar vor uns stehen. Aus tausend kleinen Zügen, die die Dichterin freigebig, aber behutsam über das ganze Werk austreut, setzt sich unsere Phantasie das Vollbild unwillkürlich zusammen.

Eine der lieblichsten Figuren, wenn nicht die lieblichste ist die kleine, mit unverkennbarer Liebe gezeichnete Hildegard.

Hildegard ist ganz Kind, aber ein Kind, das häufig ganz reife Gedanken zu äußern vermag, immer aber harmlos fröhlich ist. Zuerst führt sie uns die Dichterin vor, wie sie zu Tante Friederikens Füßen sitzt und ihre Lachlust nicht zu bezähmen vermag beim Anblick der wackelnden Locken der Tante. Dann neckt sie sich mit Hartfels herum, springt hierhin und dorthin, vermag nicht eine halbe Stunde ruhig auf einem Plaze zu bleiben. Bewegung, Heiterkeit, das ist ihr Leben. So ein Waldfest, wie es die Wartotten's arrangirt, ist ein bemerkenswerther Punkt in ihrem sonst so ruhigen Leben.

„Hildegard war zur Küchenfee geworden. Hut und Handschuhe waren längst zur Seite geworfen, und das helle Sommerkleid aufgeschürzt. Eine große Küchenschürze vermochte nicht sie zu verunzieren, im Gegentheil, die zarte Gestalt schien in derselben nur noch niedlicher. So kniete sie mit lachendem Gesicht und glühenden Wangen vor dem Feuer, die große schwarze Pfanne in der Rechten haltend. Die herbeigekommenen Herren begrüßten mit Jubel diese Vorbereitungen; bald war das kleine „Aschenbrödel“, wie sie von ihren Vettern getauft wurde, von einer Schaar Hungriger umlagert. Jeder bat sich einen Kuchen aus, „recht heiß aus der Pfanne“, „recht braun“, „recht knusperig“, „recht schwarz gebrannt“, wie Alfred ihn zuletzt begehrte; es war eine lustige Scene. Hildegard war die Heldin des Tages. Wilderich wich kaum von ihrer Seite; erst bot er sich als Küchenjungen an und benahm sich dabei recht ungeschickt, zuletzt führte er Aschenbrödel im Triumph in den Kreis der Uebrigen, damit auch sie ihren Theil an den Freuden



des Mahles erhalte, und brachte dabei einen Toast auf die Spenderin so vieles Guten aus, der mit donnerndem Applaus aufgenommen wurde.“

Wie harmlos sie ist, geht besonders hervor aus den Aeußerungen, die sie über den künftigen Stammhalter von Elmeringhausen macht, ehe sie ihn gesehen hat. „Ich bin überzeugt, er ist ein abscheulicher alter grauer Brummbär, der uns Alle erschrecken und grob behandeln wird.“ Und als die Schwester nach dem Grunde dieser ihrer Meinung fragt, sagt sie einfach: „Es ist ganz sicher, er wird sein wie alle Erbschleicher in Büchern, oder wie der böse Mann im Märchen.“ Als der Erbe aber selbst kommt und sie einen alten Bekannten in ihm erkennt, klatscht sie in die Hände vor Freude. Sie träumt von neuen großartigen Vergnügungen, bei denen Wilderich und sie natürlich eine große Rolle spielen würden. Aber man denke, welch' ein Glend, da setzt sich der Wilderich hin und liest stundenlang aus Goethe's Torquato Tasso vor! „Die Geschichte ist ja ganz schön“, aber eigentlich hält sie Cooper's Lederstrumpf für viel interessanter, und sie muß sich alle Mühe geben, ein leichtes Gähnen zu unterdrücken, das sich immer und immer wieder einstellt.

Selbst ihre Verlobung mit Wilderich vermag nicht, sie aus ihrem unbefangenen Frohsinn zu ernsterer Auffassung des Lebens aufzuschrecken. Sie meint: „Ich habe Sie recht gern, und wenn Sie es nun einmal so wollen, und wenn Papa nichts dagegen hat, so“ — genug, Hildegard wird Wilderich's Braut, aber sie weiß sich gar nicht in die neue Rolle zu schicken. Sie meint:

„Es war doch wirklich zu langweilig, als heute Nachmittag Anna Wartotten und die beiden Vichy's hier waren, und ich, während diese mit Grifa draußen sich amüsirten, bei Wilderich und den alten Leuten bleiben sollte, fein artig, wie ein gutes Kind.“



Sie mag den Ernst des Lebens nicht begreifen und auf sich nehmen. Mit Wilderich, meint sie, habe sie sich in acht Tagen längst ausgesprochen, und vernünftige Gespräche zu führen, habe sie überhaupt keine Anlage. Ganz unglücklich aber wird sie, als sie bemerkt, daß Wilderich beim Walzer zu große Schritte macht und sie zu klein für ihn ist. „Es ist zum Weinen!“ sagt sie. Sie ist unglücklich, daß die andern Herren der Meinung zu sein scheinen, sie müsse immer mit Wilderich tanzen. Trotzdem bemerkt sie mit scharfem Auge, daß Wilderich sie nicht mit rechter Liebe liebt, und offenherzig wie sie ist, legt sie ihrem Verlobten die Lage dar. Sie bittet ihn, ihr nicht zu zürnen und die „Geschichte“ mit dem Vater „in Ordnung“ zu bringen. Höchst komisch schließt sie den Brief:

P. S. Denke Dir, eins der Ponies ist gestern gestürzt und lahmt sehr; ich fürchte, es wird nie wieder gut.“

Sie bleibt Wilderich's gute Freundin, hat sogar nicht das Mindeste dagegen, daß er nach ihres Vaters Bestimmung ihr Vormund wird. Darin findet sie nichts Bedenkliches. Nach einiger Zeit lernt aber auch sie der Liebe Freud' und Leid und wird Alfred Barkotten's lustige kleine Frau.

Man findet in Recensionen poetischer Producte so häufig das Adjectiv „dustig“ und es wird mit dieser ausdrucksvollen Bezeichnung großer Mißbrauch getrieben. Und doch kann man sich nicht enthalten, sie auf Hildegard anzuwenden. Es ist in der That ein dustiger Mädchencharakter, voll Poesie und Liebreiz. Gegen ihn treten in wirkungsvollen Gegensatz Erika und Mechtild, deren Liebe nur durch Pein und Gram belohnt wird. Erika ist eine Figur voll stiller Größe. Sie blendet nicht, aber sie fesselt dauernd. Mit warmem Interesse folgen wir dem meisterhaft dargestellten Entwicklungsgange ihrer Liebe zu Wilderich. Gleich bei ihrem ersten Zusammenreffen mit Wilderich fühlt sie sich von dem stolzen und energie-



vollen Ausdruck seines Gesichtes, das so gleichgültig auf sie herabblickte, merkwürdig abgestoßen und zugleich interessirt. Er wird ihr Führer zu Tisch und naht sich ihr mit einer steifen Verbeugung.

„Ihre Wangen wurden noch um einen Schatten bleicher, sie hob stolz das Haupt und preßte die Lippen aufeinander; aber ihre Hand zitterte doch ein wenig, als sie dieselbe auf seinen Arm legte.“

Am Tisch kümmert sich Erika dem Anschein nach wenig um ihren Nachbar; als jedoch das Gespräch auf kirchenpolitische Gegenstände gelenkt wird, und Wilderich Ansichten äußert, die den ihrigen entgegen stehen, mischt auch sie sich in die Rede und verfißt mit warmem Eifer ihre abweichende Meinung. Wilderich betrachtet sie mit einem moquanten Lächeln und meint, es sei Schade, daß sie sich nicht in's Centrum wählen lassen könne. Der Spott trifft Erika tief, sie ärgert sich, daß sie sich überhaupt mit ihm in ein Gespräch eingelassen. Und als Dorneck sie später aussucht, um sie wegen seines Benehmens um Verzeihung zu bitten, antwortet sie ihm kalt und abwehrend, sie ist ihm tief böse und kann ihre Gedanken doch nicht abwenden von ihm. Als sie am andern Tage heimlich sieht, wie er ein vor seinem Hund erschrockenes Kind in seine Arme nimmt und zart liebkost, wird sie von den widerstreitendsten Gefühlen bewegt. Da erblickt er sie, mit einem Sprunge ist er an ihrer Seite, es folgt ein lustiges Wortgefecht zwischen Beiden. Abends möchte sie gern nicht in seiner Gesellschaft nach Hause fahren — aber, o Schrecken, Vetter Erich bleibt zurück und überläßt es Wilderich, den Kutscher zu spielen. Da sitzt sie denn an seiner Seite. Aber wie sie ihn nun heimlich von der Seite betrachtet, muß sie sich doch sagen, daß er gut aussieht. Bald entwickelt sich zwischen Beiden ein Gespräch, in welchem er sie offen fragt, ob er sie beleidigt:

„Ja“, jagt sie leidenschaftlich, „Sie thun es fortwährend und nun haben Sie auch Ihr Ziel erreicht. Sie haben mich gezwungen



zu sagen, was ich verschweigen wollte; und das nur zu dem Zwecke, um über mich zu triumphiren, mich zu verhöhnen."

Und so fährt sie fort. Anstatt aber durch diesen Erguß sich beruhigt zu fühlen, kommt sie sich im Gegentheil, seiner Ruhe und Gelassenheit gegenüber, unendlich klein und niedrig vor, und sie fühlt sich innerlich beschämt. Noch mehr wird sie es, als sie die Kraft und Entschlossenheit sieht, mit welcher er der wild gewordenen Pferde Herr wird. Sie gewinnt „die Ueberzeugung, daß dieser Mann Alles, was im Bereiche menschlichen Willens, menschlicher Energie liege, zu erreichen vermöge.“ Jetzt bewundert sie ihn und fürchtet ihn. Am Abend kann sie nicht schlafen:

„Was hatte sie nicht erlebt an dem einen Tage? Es kam ihr Alles so wichtig, so drückend vor, und Alles hatte nur dieser räthselhafte Mensch verschuldet, der ihr so mißfallen hatte, und der sie so interessirte, daß sie den Gedanken an ihn nicht los wurde. Weshalb hatte er nur diese Gewalt über sie? Sie hatte den ganzen Tag über sich für die Beleidigte gehalten, und auf einmal, sie wußte nicht wie, drehte er das Blatt um und zeigte ihr, daß sie kindisch, ungerecht, unedel gehandelt hatte.“

Wochen vergehen, da tritt ihr Wilderich als künftiger Erbe von Elmeringhausen entgegen. Jetzt aber naht sie ihm weit sympathischer, sie findet vielfache Berührungspunkte mit seinen Ansichten, allmählig keimt die Liebe in ihrem Herzen auf. Da kommt der böse Nachtfrost, die üblen Nachreden der Tante, und stören die Triebkraft der jungen Pflanze. Wie von Sinnen, aber hoch aufgerichtet und stolz, geht sie ihrem Zimmer zu und dort bricht sie lautlos zusammen.

„Im ersten Augenblicke ist das kühne leidenschaftliche Mädchen wie vernichtet. Wie ein Wurm, der sich im Staube krümmt, liegt sie auf den Knien in ihrem Gemach, ohne Seufzer, ohne Thränen, ohne Klage. Stumm und lautlos ringt sie die Hände.“

Und vor ihren Augen schwebt die ganze Schmach! Er hatte eine Braut und naht sich ihr mit liebevollem Werben!



„Zornig springt sie auf und ballt die Hände! Alles Lug und Trug! . . . O wie sie ihn haßt! Wie richtig ist ihr erstes Urtheil gewesen: er ist ein harter, kalter, treulofer Mensch!“

Bald aber gewinnt ihr Stolz die Oberhand, sie will ihm zeigen, daß sie sich von ihm nicht niederwerfen läßt. Anderen Tages geht sie gegen seine Bitten nach Gerten herüber. Als sie zurückkommt, ist Wilderich abgereist. Mechanisch geht sie auf sein Zimmer hinauf, dort findet sie ihre Blumen und ihr Porträt zerrissen am Boden. „Als sie das sieht, ist es vorbei mit ihrer Selbstbeherrschung.“ Sie fühlt sich schuldig, sie hat ihn beleidigt, unsäglich beleidigt, und er ist geschieden in gerechtem Zorn! Mit Sehnsucht wartet sie auf seine Rückkehr, und als er endlich wieder da ist, hört sie aus ihrem zufällig gewählten Verstecke, daß er um Hildegard's Hand anhält.

„Als aber jetzt der Vater Hildegard ihrem Verlobten entgegen führte, da sprang sie auf und eilte wie ein gehektes Wild von dannen. Mit fliegenden Schritten ging sie durch den Garten, und von da weiter immer weiter in den Wald hinein. „Nur fort, fort, tönte es in ihren Ohren, fort von der verhaßten Scene, deren Zeuge du eben warst.“ So eilte sie dahin im glühenden Brand der Mittagssonne, bis tief in das Dunkel des Waldes, an eine Stelle, wo sie sicher war, keinem menschlichen Auge zu begegnen. Dort endlich sank sie an einer alten Eiche nieder, umklammerte den Baum und preßte ihr Gesicht an seine rauhe Rinde, als wollte sie nach der Sitte der alten Deutschen dem Baum ihr Elend bekennen. Keine Thräne kam in ihre Augen, kein Laut über ihre Lippen, nur ein dumpfes Stöhnen erschütterte von Zeit zu Zeit ihre Gestalt.

Also das war das Ende ihrer Liebe! Eine Stunde sollte sie hinfort für sie sein; denn der Mann, dem sie ihr ganzes warmes Mädchenherz hingegeben, er gehörte nun einer Andern. Ausrotten mußte sie das Gefühl, das seit langem Wurzel in ihr geschlagen, das sie in letzter Zeit gehegt und groß gezogen hatte mit allen Kräften ihrer Phantasie und ihres Willens. Nicht mehr denken durfte sie an ihn, dessen Bild doch Tag und Nacht vor ihrer Seele gestanden, denn er war ja der Verlobte ihrer Schwester. — O hassenswerther Gedanke, auf eine Schwester eifersüchtig sein zu müssen! Diejenige, die sie unter



allen Menschen am meisten lieben sollte, fühlte sie sich versucht zu hassen. Entriß ihr doch Hildegard das, was allein in Erika's Augen Werth besaß, und nahm es, ohne es selbst zu achten, leichtsinnig, wie ein Kind ein Spielzeug annimmt. Sie war zu sehr überzeugt, daß Hildegard Wilderich nicht liebe, daß sie nur ein kindisches Gefallen an ihm habe, während sie selber — o wie lächerlich und klein kam sie sich jetzt vor — während sie selber ihre Liebe, die ganze, ungetheilte erste Liebe ihres Herzens hingegeben hatte, ohne daß sie darum gefragt worden war, an Einen, der sie verschmäht, der statt ihrer ein Kind gewählt hatte, welches ihn nicht wieder liebte.

Ich muß darauf verzichten, die weitere Entwicklung in ähnlicher Weise nachzumalen. Das muß man selbst lesen mit den eigensten Worten, in der lebenswarmen Darstellung der Dichterin. Möge Obiges genügen zu zeigen, wie sehr die Dichterin der psychologischen Entwicklung Meister ist.

Nicht ganz gelungen erscheint der alte Baron von Elmeringhausen. Der Charakter ist ja gut angelegt, ohne Zweifel, aber an zwei Stellen scheint er mir doch die Grenzen des Natürlichen zu überschreiten. Als Hartfels um die Hand Mechtild's anhält, sagt ihm der Vater die unentschuldbare Grobheit in's Gesicht: „Sie speculiren wohl auf eine reiche Mitgift?“ Das sagt der Baron einem Manne in's Gesicht, den er nur als Ehrenmann kennt, den er in dem wochenlangen Aufenthalte auf Elmeringhausen nur achten gelernt hat? Da sind einige Zweifel doch wohl erlaubt. Jedenfalls war es nicht nöthig, daß die Dichterin der Abweisung des Vaters einen so verletzenden Ausdruck gab. Weiter ist es etwas stark, wenn der Baron seinen tanzmüden Sohn Raban mit den Worten anfährt: „Tröste mich Gott, daß ich keinen anderen Sohn habe!“ Die Veranlassung ist doch gar zu geringfügig für eine solche empörende Aeußerung.

Gar nicht gefallen will mir endlich die Tante. Sie kommt mir zu übertrieben böshaft vor. Für ihr schändliches Handeln gegen Erika und Wilderich glaubt die Dichterin die Motive gebührend geliefert zu haben — wie aber steht es



mit ihrem Verfahren gegen Mechtild? Welche Motive kann sie haben, auch dieser Glück zerstören zu wollen? Wir suchen vergebens, denn daß Hartfels protestantisch, würde dieser Tante keine Bedenken verursacht haben. Bleibt nur übrig die reine Bosheit. Hätte die Dichterin Friederike nur einmal glückstörend eingreifen lassen — Mechtild und Hartfels wären ja auch ohne ihr Zuthun getrennt worden — so würde der Charakter viel von seiner Häßlichkeit verloren haben und er uns menschlich näher gerückt sein. So verbindet sich der Zweifel an der Existenz solcher Bosheit mit der Ueberzeugung, daß die Dichtkunst solche absolut schlechte Charaktere nicht darstellen soll.

Mit Bedauern trennen wir uns von dem schönen Werke, von dem sich noch viel Gutes sagen ließe, an dem noch tausend Schönheiten und Feinheiten aufgedeckt werden könnten, und schließen mit dem herzlichen Wunsche, daß die Dichterin ihre gewandte Feder nicht ruhen lassen, sondern uns recht bald ein neues Werk schenken möge!



118

Maria Lenzen, geb. di Sebregondi,

geb. 18. Dezember 1814 zu Dorsten.

Schon als siebenjähriges Kind war Maria Lenzen eine beliebte Erzählerin im Kreise ihrer kleinen Genossen. Wenn die schwierige Arbeit der Schulaufgaben erledigt war, dann sammelte sich um sie ein neugieriges und dankbares Auditorium, das mit athemloser Spannung den selbsterfundenen Geschichten der Doctortochter Gehör schenkte. Leider hatten diese Geschichtchen nur das Leben eines Augenblicks, dem Papiere wurden sie nicht anvertraut, weil die Frau Doctor sie dessen nicht werth hielt. Unsere kleine Dichterin vergaß sie aber nicht, ja sie strebte ihren Schatz von Erinnerungen und Erlebnissen nach allen Seiten zu bereichern. Die weit ausgedehnte Praxis ihres Vaters, eines vielgesuchten Arztes in Dorsten, gab ihr die beste Gelegenheit dazu. Sie kam in häufige und nahe Berührung mit Angehörigen der verschiedensten Lebenskreise. Hoch und Niedrig, Arm und Reich verkehrte in dem Hause ihres überall angesehenen Vaters, die Einen, um Hülfe zu suchen bei dem erfahrenen Arzte, die Anderen, um in Gesellschaft des hochgebildeten Mannes verweilen zu können. Mit angeborener Zuthunlichkeit ließ sich Maria mit den Besuchenden in kindlich-eingehende Gespräche ein, und erfuhr so Vieles von der Welt, ihrer Einrichtung und ihrem seltsamen Lauf, that Einblicke in Verhältnisse, Gewohnheiten und Ansichten. Ein weiterer, noch höher zu schätzender Vortheil war es, daß sie auch mit dem eigentlichen Volke



in nahe Berührung kam. Hat doch Goethe noch als Greis das gütige Geschick gesegnet, das ihn als Knaben mit den unteren Stufen der Gesellschaft zusammenführte! Die Mutter unserer Dichterin sah es aber nicht gern, daß sich ihr Töchterchen „unter allen möglichen Menschen umhertrieb,“ vermochte aber nicht, dessen Durst nach Menschenkenntniß zu ersticken; vermochte nicht es zu hindern, mit den anwesenden Leuten zu verkehren; denn sowie die gestrenge Frau Mama den Rücken gekehrt hatte, entschlüpfte die Kleine zu den Bauern und Handwerkern in die große Küche, horchte auf die oft wunderlichen Ideen, die sie austrant, auf die Erzählung ihrer kleinen und großen Leiden, ihrer oft seltsamen Erlebnisse. So legte Maria di Sebregondi schon als Kind den Grund zu einem reichen Schatz interessanten Stoffes und lernte eine Menge mannichfaltiger Charaktere kennen, die ihrem späteren Dichten sehr zu Gute kommen mußten.

Daneben verschaffte ihr eine sorgfältige Erziehung zuerst durch den Vater, dann durch die Ursulinerinnen, Kenntnisse in allen Fächern menschlichen Wissens. Die Menschen der hl. Schrift, die Helden Homer's und Virgil's wurden dem Kinde vertraute Bekannte. Mit vierzehn Jahren kehrte Maria in das väterliche Haus zurück, um von der edlen Mutter in allen Zweigen des Haushalts ausgebildet zu werden. Bald nahm sie auch Theil an den geselligen Vergnügungen ihrer Vaterstadt — zwei Jahre später, sechszehn Jahre und einige Monate alt, verlobte sie sich mit dem jungen, reich talentirten Advokaten Lenzen in Elberfeld, der sie nach weiteren zwei Jahren als Gattin heimführte.

Es war eine glückliche Ehe. Innige Zuneigung und gleiches Streben vereinigte die beiden jungen Gatten. Lenzen legte seiner Gemahlin den Schatz seines gediegenen und vielseitigen Wissens zu Füßen; er machte ihr zugänglich, was ihr noch entschlossen war; mit ihr trieb er Geschichts- und



Literaturstudien. Aber das Glück war kurz. Nach zehnmonatlicher Ehe zerriß der Tod das Band der Liebe. Lenzen starb am Nervenfieber. Der Schlag war hart, und lange dauerte es, ehe Maria Lenzen ihn überwand. Als neunzehnjährige Wittwe kehrte sie in ihr elterliches Haus zurück. Fünf Jahre vergingen. Ihr dichterisches Talent milderte allmählig den herben Schmerz — sie schrieb nieder, was ihre Seele bewegte, und so entstanden von 1841—1847, d. h. von ihrem 24. bis zum 32. Jahre, die Erzählungen und Romane: Melete — Die Bettler von Köln — Nekodas — Magnuß Krafft — Giulio d'Alcamo — Glandorf, und einige Jugendschriften.

Die Kritik nahm diese ersten Publicationen Maria Lenzen's günstig auf; wenn dieselben aber trotzdem so ziemlich der Vergessenheit anheim gefallen sind, so rührt das mindestens zum Theile daher, daß der Name Maria Lenzen seit dem Jahre 1848 über zwei Jahrzehnte lang vom Büchermarkte verschwand und erst 1871 wieder auf dem Titel einer Novellensammlung auftauchte. Unsere Dichterin hatte sich nämlich zum zweiten Male verheirathet, und zwar mit dem Geh. Domänenrath ten Brink in Anholt, und war die glückliche Mutter eines Knaben geworden. Sie widmete sich ganz der Erziehung ihres Sohnes, die Schriftstellerei über häuslichen und mütterlichen Pflichten vergessend. Erst nachdem ihr Sohn das Gymnasium absolvirt, nahm sie ihre Thätigkeit wieder auf und ließ erscheinen: Aus der Heimath 2 Bde. (1871. 2. Auflage 1877). Zwischen Ems und Wupper 2 Bde. (1872). Das Fräulein aus dem Sassenreich 1876. Der Proceß 1874. Wald und Haide 2 Bde. 1877. Geheime Schuld 1879. Und in diesen Novellen liegt Maria Lenzen's Bedeutung als erzählende Dichterin, sie haben ihr unter ihren Collegen und Colleginnen einen hervorragenden Rang verschafft. Denn keine der vielen Eigenschaften, welche ein



Erzähler besitzen muß, wird in diesen Novellen vermißt. Eine fruchtbare Phantasie und Erfindungsgabe, die in ihren Erstlingswerken noch etwas unbändig sich geltend macht; lebhaftes Gefühl- und Empfindungsvermögen; gut geschultes Darstellungstalent und endlich ein reicher Wissensschatz machen sie zu einer nicht gewöhnlichen Erscheinung. Zwischen den älteren und den neueren Romanen besteht ein bemerkenswerther Unterschied: jene spielen fast sämtlich in der weit entlegenen Vergangenheit: „Nekodas“ zur Zeit der Zerstörung Jerusalems, „Die Bettler von Köln“ im Jahre 1701, „Giullo d'Alcarno“ im alten Florenz, „Magnus Kraft“ im Anfange dieses Jahrhunderts, „Melete“ zur Zeit der Römerherrschaft in Griechenland. In den meisten dieser Erzählungen wiegt das stoffliche Interesse vor; die Handlung ist vielfach verschlungen, äußerlich wirkende Thaten bilden den Hauptinhalt. Das Seelenleben tritt nicht dominirend in den Vordergrund, wenn aber, so sind es erregende, ja grauenhafte Seelenzustände. Mord, verbrecherische Liebe, Entführung, Elternmord sind die scharfen Ingredienzen dieser bellettristischen Gerichte. Der Umfang eines jeden Romans ist ziemlich groß.

Als sich Maria Lenzen aber nach achtundzwanzigjähriger Pause wiederum als Schriftstellerin versuchte, hatte sie ihre Sturm- und Drangperiode überwunden. Nun legte sie das Hauptgewicht auf die Darstellung interessanter Charaktere und auf die Entwicklung ergreifender Seelenzustände. Sie hatte sich durchaus verinnerlicht. Die Seelenbewegungen in den verschiedensten Lagen des Lebens, namentlich das Fühlen und Denken des Weibes, die Liebe, „jene Leidenschaft, in deren Alles umfassendem Bereich die größten Freuden und Leiden des menschlichen Herzens liegen“, in ihrer ganzen Ausdehnung zu schildern, scheint sie sich jetzt als Aufgabe gestellt zu haben. Und darin erreicht sie Großes. Mit seltener Feinfühligkeit vermag sie sich in die Gefühlsweise ihrer



Geschlechtsangehörigen hinein zu denken, jede Regung ihres Herzens nachzuempfinden. Mag es nun der selige Jubel eines glücklich liebenden und geliebten oder der stille Schmerz eines entsagenden Mädchenherzens sein; das ruhige Selbstgefühl einer verkannten Frauenseele oder der erkältende Stolz einer ahnenreichen Gräfin; der menschenfeindliche Haß im Herzen einer getäuschten alten Jungfer oder das Aufjauchzen einer der Gesellschaft wieder gewonnenen Frauenbrust — jede Regung giebt sie mit fesselnder Lebendigkeit, Zartheit und Innigkeit wieder. Namentlich versteht sie es, junge Mädchen in ihrer Entwicklung dem Leser vorzuführen; daß die meisten dieser jungen Mädchen Waisenkinder sind und häufig in Gesellschaft alter rauher Männer und Frauen leben müssen, ist eine Eigenthümlichkeit, die in den Erfahrungen der Dichterin ihren Grund haben muß.

Aber auch mit ihren Männergestalten hat Maria Lenzen Glück. Doch muß hinzugefügt werden, daß den Männern ihrer älteren Dichtungen noch ein wenig Ueberschwänglichkeit anhaftet, wenn auch nie in dem Maße, wie modernen Romanschriftstellerinnen beliebt. In ihren neueren Erzählungen aber finden wir nur lebenswahre Gestalten, prächtige Jünglinge und junge Männer, vor Allem aber ehrliche derbe Greise, die unsere ganze Zuneigung gewinnen.

Hierzu kommt noch ein zweiter Umstand, welcher der Dichterin nicht hoch genug angerechnet werden kann: sie wählt ihre Personen nicht einseitig aus einem besonderen Stande der Gesellschaft, wie die Gräfin Hahn aus dem adeligen, sondern umspannt mit echt dichterischem Tacte die verschiedensten Lebenskreise: Hoch und Niedrig, Arm und Reich. So hat sie eine Fülle von Charakteren geschaffen, daß wir in ihren Erzählungen eine Welt im Kleinen vor uns zu haben glauben.



Freilich hat diese Welt einen ziemlich bescheidenen Umfang, wenigstens in ihren jüngeren Werken, die den älteren an Zahl weit überlegen sind. Früher irrte sie umher auf dem historischen Boden Griechenlands, Jerusalems, Florenz', — heute bewegt sie sich nur noch auf dem heimathlichen Boden der rothen Erde. Hm! werden manche sagen, das ist ein ziemlich prosaisches Stückchen Erde — was kann ein Dichter damit machen? Ein Feuerstein giebt nur Funken, kein erhellendes Licht. Nun, daß ein kundiges Dichterauge auch in Westfalen Schönheiten der Natur zu finden vermag, das hat Maria Lenzen durch zahlreiche wackere Naturschilderungen bewiesen. Man lese nur die kleine Skizze:

„Die Haide kann eine wunderbare Schönheit entfalten, wenn ihre welligen Hügel im Goldschmucke der Tausende von fröhlich blühenden Ginsterstauden prangen, zwischen denen der blaugrüne Wachholder sich eingenistet hat. Mit wahrhaft königlicher Pracht überrascht sie uns, wenn die Millionen von winzigen Kelchen der Grika sie in den duftigen Purpursammet hüllen, mit welchem sie im Spätsommer ihren Riesenkörper schmückt.“

Sie hängt mit Liebe an der theuren Heimath. So sagt sie:

„Rein, nicht reizlos ist die Haide, denn sie hat eine mächtige Anziehungskraft nicht allein für die allerdings kleine Anzahl derjenigen Menschen, die in ihrem Schooße geboren werden und aufwachsen. . . . Die schwermüthige Poesie der weitgedehnten Fläche hat einen unbeschreiblichen Zauber, und der Mensch muß in hohem Grade stumpf sein, der ganz ohne Verständniß für denselben ist. Ein empfängliches Gemüth wird von ihm mit unlösbaren Banden umstrickt.“

Maria Lenzen kennt Land und Leute durch und durch. Heimathlicher Brauch und heimathliche Sitte geben all' ihren neueren Erzählungen eine bestimmte lokale Färbung. Namentlich ist der knorrige westfälische Adelige mit ungemeiner Anschaulichkeit vorgeführt. Man glaubt diese derben Gestalten leibhaftig vor sich zu haben.

Das beweist gerade, daß Maria Lenzen auch Künstlerin ist, daß sie die Gesetze künstlerischer Darstellungsweise kennt



und weiß, in welcher Weise der Dichter auf die Phantasie der Leser wirken muß. Sie beschreibt daher die einzelnen Personen nicht mit minutiöser Genauigkeit, analysirt ihre Charaktereigenschaften nicht in kühl-verständiger Weise, sondern zeigt durch die Handlung, was und wie die Charaktere sind. Dadurch erhalten all' ihre neueren Erzählungen eine so sichere Haltung; man fühlt sofort heraus, daß die Dichterin sich heute ihrer Kraft völlig bewußt ist.

Ich sage „heute“, denn in ihren älteren Dichtungen fühlen wir wohl die Kraft des Könnens, nicht das Können selbst heraus. Das Gefühl strömt nicht selten über, der Ausdruck der Empfindungen geht über das Maß des Natürlichen hinaus. Sowie z. B. der Oberpriester Nekodas in der gleichnamigen Erzählung sich äußert, hat er es in Wirklichkeit trotz seiner orientalischen Abstammung sicher nicht gethan. Adaram ist eine zu ideal gehaltene Jünglingsgestalt, Ada allein ist Natur und nichts als Natur.

Sieht man aber hiervon ab — Welch' ein farbenreiches Gemälde voll frisch pulsirendes Lebens bietet nicht die „Zerstörung Jerusalems!“ Wir sehen den blutigen Untergang einer Nation, die in vermessenem Stolze sich berufen glaubte, die ganze Welt zu beherrschen, während die Morgenröthe des neuen Weltewangeliums die blutige Wahlstatt überstrahlt. Tod und Leben berühren sich in diesem großartigen Werke, alte Zeit und neue Zeit scheiden sich zu ewiger Trennung. Diesen Grundgedanken führt die Dichterin in glänzender Weise durch — die Schilderungen aus dem alten Jerusalem, der mörderischen inneren und äußeren Kämpfe, sind vortrefflich; der Prophet Jesus mit seinem unaufhörlichen: „Wehe! Wehe über Jerusalem“ ist in ausgezeichnete Weise verwendet.

Merkwürdig genug zeigt der folgende Roman „Die Bettler von Köln“ einen Rückgang in Bezug auf Charakteristik



und Darstellung der Seelenbewegungen. Nicht alle Charaktere sind gelungen: Doctor Vitalis ist übertrieben, der bekehrte Sünder ist mit einem Glorienschein umgeben, den er nicht verdient, und der der Wirklichkeit nicht entspricht. Emerentia von Adenau ist zu sehr aller Weiblichkeit bar, um unsere Theilnahme erregen zu können. Columba, Donat und Rembrück dagegen fesseln durch ihren Charakter und die Feinheit der Darstellung.

In der Handlung zeigt die Dichterin unverkennbare Vorliebe für grelle Effecte und Scenen; die Schilderungen sind an manchen Stellen derb und ungenirt; manche Ausdrücke und Bezeichnungen berühren den Leser ganz seltsam, wenn er bedenkt, wie zart und sinnig Maria Lenzen in ihren neueren Erzählungen auftritt. Doch werden diese Mängel von den vielen Schönheiten mehr als aufgewogen.

Denselben Fall haben wir in dem Romane „Glandorf“, der, gerade wie „Die Bettler von Köln“, schließlich aufs Gebiet der Criminalgeschichte übergeht. Die Handlung: Ein junges Mädchen verzweifelt nicht an ihrem Geliebten, obgleich er der Welt in dem Lichte eines Verbrechers erscheinen muß, ist ziemlich einfach, bietet aber einen großen Reichthum dichterischer Schönheiten. Die gegenseitige Liebe Florida's und Leo's ist in reizender Weise, poesievoll dargestellt, Florida selbst eine Gestalt von märchenhafter Schönheit.

Einige Bände Erzählungen für die Jugend aus eben dieser Periode können wir füglich übergehen und uns zu dem Romane „Magnus Krafft“ wenden. Der Held Edward Wilmot hat in einem fernen Welttheile den rechtmäßigen Träger des Namens Krafft getödtet und sich mit seiner Helferin und Geliebten Lola in den Besitz des großen Krafft'schen Vermögens in Trier gebracht. Hier ereilt ihn die Rache. Er fällt von der Hand seiner Geliebten, der er



untreu zu werden droht, und das Vermögen kommt in die Hände des rechtmäßigen Erben.

Wiederum ist die Handlung reich an grellen, ja abschreckenden Szenen; die Liebe Vola's ist in glühenden Farben geschildert, durch das Ganze weht der Hauch wilder Leidenschaft. Trotz schöner Szenen im Einzelnen macht der Roman doch einen unerquicklichen Eindruck.

Weit höher steht wiederum der Roman „Giullo d'Alcamo“, obgleich er das grauenhafteste Motiv der Dichtkunst: die mit Kindern gesegnete Ehe zwischen Vater und Tochter, zum Vorwurf hat. Daß die Dichterin einen solchen Gegenstand wählte, muß durchaus getadelt werden; naturwidrige, göttliches und menschliches Gesetz auf's Tiefste beleidigende Zustände sind der dichterischen Darstellung durchaus unwerth. Gemildert wird der schlimme Eindruck allerdings dadurch, daß der Schleier des furchtbaren Geheimnisses erst am Schlusse der Erzählung gelüftet wird. So kann sich der Leser ohne jede Rücksicht der Schönheiten des Romanes freuen, bis am Schluß die Dichterin das reizende Gewebe so grausam zerreißt.

Nehmen wir zu diesen Erzählungen noch die Vorläuferin Fabiola's, „Melete“, so können wir die Reihe der frühesten Werke Maria Lenzen's schließen. Wir haben in raschem Fluge nur einen oberflächlichen Blick auf sie geworfen, weil die meisten dieser Romane uns nicht berechtigen, die Dichterin zu den katholischen zu rechnen. Denn die Confession allein genügt nicht, einen Dichter unter die katholischen Erzähler einzureihen. Vielmehr muß aus seiner ganzen Weltanschauung, aus dem Geist, der seine Dichtungen durchweht, hervorgehen, daß er Katholik ist. Die ersten Werke Maria Lenzen's beweisen das nicht; sie sind größtentheils farblos gehalten.



In ihren neueren Werken aber giebt Maria Lenzen durch Wort und Handlung zu erkennen, daß sie mit Entschiedenheit der katholischen Religion angehört. Wir müssen ihnen deshalb größere Ausführlichkeit zuwenden.

Die erste Sammlung der Lenzen'schen Novellen „Aus der Heimath“ ist zugleich die beste. Was unsere Dichterin vermag, hat sie in dieser ersten Reihe bewiesen.

Als Perle der ganzen Sammlung muß die überaus reizende Novelle: „Aus verschiedenen Lebenskreisen“ ausgezeichnet werden.

In der Haide, bei dem alten Besenbinder Jost, lebt ein einsames und wenig freudenreiches Leben die kleine Margarethe, illegitimes Kind der schönen, jung gestorbenen Helene Vorsberg und des Grafen Steinthal. Sie hat keine Freunde — nur Leo, der Sohn des reichen Kaufmanns Berger, ist ihr Gespieler und treuer Freund bis in's jugendliche Alter. Was Beide für einander fühlen, weiß nur Leo; Margarethe, das harmlose, unschuldige Kind der trostlosen Haide, ist ihres Herzens sich noch nicht bewußt geworden. Als aber der alte Berger, in kaufmännisch-kluger Voraussicht dessen, was aus diesem beständigen Verkehr entstehen müsse, seinen Sohn auffordert, auf zwei Jahre nach England zu seiner Ausbildung zu gehen, da wird ihr klar, wie trostlos das Leben ohne ihn, wie verlassen sie sich ohne ihn fühlen müsse. Sie geben sich das Versprechen, nie von einander lassen zu wollen.

Margarethe vergißt ihren Leo nicht, trotzdem ihre Lage eine durchgreifende Aenderung erfährt. Das kam so. Margarethen's Großmutter, Frau Vorsberg, entdeckte auf dem Sterbelager, kurz vor ihrem Ende, ihrem Gemahle das furchtbare Geheimniß, daß seine Tochter Helene nicht makellos in's Grab gesunken, sondern ein lebendiges Zeugniß ihres Fehltritts zurückgelassen habe. Der alte Mann bricht los in verzweifelter Wuth gegen den Räuber seiner Ehre.



Seiner Gemahlin Bruder aber eilt zu Margarethe, um sie an Kindes Statt anzunehmen. Sie wird Margarethe Greben.

Den alten Vorsberg duldet's nicht lange in seinem verödeten Hause. Er eilt zum Grafen Steinthal, um sich blutig an ihm zu rächen. Dieser ist der Verzweiflung nahe, er hat Helene wahrhaft geliebt, hat sein Versprechen nur auf Drängen seines harten Vaters gebrochen — und nun soll er sich mit dem Vater seiner geliebten nie vergessenen Helene duelliren! Aber der alte Vater giebt nicht nach, das Duell findet Statt, Vorsberg wird nur leicht verwundet, stirbt aber bald in Folge beständiger Erschütterungen. In Steinthal's Familie schlägt der geheime Unfriede in Folge dieses Verfalles in offenen um. Die Gräfin haßt ihre älteste Tochter Louise, weil sie nach dem Zeugnisse Steinthal's seiner ehemaligen Geliebten, Helene, ähnlich sieht. So vergehen einige Jahre. Leo kehrt von seiner Reise zurück, findet seinen Vater noch in derselben Gesinnung wie ehemals. Er will von dem „hergelaufenen“ Mädchen nichts wissen, Leo eilt indessen flugs in die Haide, seine kleine Freundin wieder zu sehen und seiner Treue zu versichern. Seine Bemühung ist vergebens, er findet weder sie noch eine Spur von ihr. Tief betrübt kehrt er nach Hause zurück. Hier ist zwischen seinem Vater und seinem Bruder Rudolph eine Differenz eingetreten, letzterer will sein Erbtheil heraus haben, da er wohl einsieht, daß es mit dem Hause Berger zu Ende geht. Der Vater will den Zeitpunkt der Abrechnung gern noch einige Tage hinausziehen und sendet seinen Sohn Leo zum Justizrath Greben in Berge, ihn um seinen Beistand in einer Rechtsangelegenheit zu ersuchen. Leo findet nicht ihn, wohl aber Margarethe. Der Augenblick dieses unverhofften Wiedersehens ist für beide erschütternd. Nachdem das erste Entzücken ruhiger Ueberlegung gewichen, erklärt Margarethe ihrem Leo, sie



könne nie die seine werden, weil sein Vater dazu nie seine Einwilligung geben werde. Der bald hinzutretende Justizrath stimmt seiner Richte völlig bei — kein Bitten und Flehen ändert ihren Entschluß. Trostlos kommt Leo nach Hause zurück.

Auch für die stolze Halbschwester Margarethen's, für Louise Gräfin von Steinthal, das hochfinnige, herbe Mädchen, kommt die Zeit der Prüfung. Graf Guntersberg, ein Mann von immensem Reichthum, adeliger aber blasirter Gesinnung, läßt sich in ihr Haus einführen, mit der Absicht, um ihre Hand anzuhalten. Sein kühnes Auftreten verletzt sie auf's Tiefste, mit herben Worten tritt sie seinem ungenirten Wesen entgegen. Und doch verlobt sie sich mit Guntersberg! Sie imponirt dem blasirten Grafen, und sie will durch die Ehe vor ähnlichen Herren geschützt sein.

Das Haus Berger geht durch zahlreiche Fallissements befreundeter Firmen dem Ruin entgegen, nur eine reiche Heirath Leo's kann helfen. Er verlobt sich mit einem guten Mädchen, Hulda Neuberg. Margarethe liebt es. Ihr Schmerz ist so groß, daß sie Zerstreuung in einem Bade am Taunus suchen muß. Hier findet sie ihren Vater, ohne jedoch in nähere Berührung mit ihm zu treten, sie wird aber Louisen's innige Freundin.

Das Haus Berger steht vor dem Bankerott. Die reiche Heirath soll es halten; aber da wird von Seiten der Braut die Verlobung aufgehoben. Der Zusammenbruch ist unausbleiblich. In dieser Noth erscheint Margarethe, sie wirft ihr ganzes, vom Onkel ererbtes Vermögen dem Geliebten in den Schooß, die Firma Berger erhebt in neuem Glanze, und bald regiert Margarethe als schöne liebliche Hausfrau in Berger's altem Hause.

Das ist, wie Jeder zugestehen wird, eine spannende und ereignißvolle Handlung. Und sie ist zu einem schönen



Ganzen zusammengefügt. Es muß jedweden Leser wohlthwendig berühren, wie ruhig sicher die Begebenheiten sich entwickeln, wie kunstgerecht jedes Rad in dem complicirten Getriebe zur Bewegung des großen Ganzen mitarbeitet, zur rechten Zeit eingreift und seine Stelle als unentbehrliches Mittelglied behauptet. So ist nichts in der Handlung, das den Leser stößt, nichts, das ihn ermüdet und das Ende herbeisehnen läßt. Ja, ich wage zu behaupten: böte auch die reichgegliederte Handlung hin und wieder öde Steppen, so würde der Leser sie nicht empfinden, weil die Charaktere ihn vollauf zu interessiren geeignet sind. Da ist zunächst die Hauptperson, die liebliche Margarethe. Wir sehen sie auf der poesielosen Haide, im Verkehr mit nicht liebelosen, aber hartgearteten Menschen, die für ihr sinniges Gemüth nicht das mindeste Verständniß haben. Von der Welt, ihrem Leben und Treiben, weiß sie nichts, als was ihr innig geliebter Freund Leo ihr erzählt. Tiefen Schmerz hat sie nie erfahren, sowenig wie hohe Freude; denn mit Leo kommt sie zusammen, als müsse es so sein, als könne keine Macht der Welt sie jemals trennen. Und als er doch kommt, der entseßliche Augenblick, da findet er sie fassungslos.

„Gute Margarethe“, sagte Leo leise, indem er sanft ihr weiches, wellenförmig gekräuseltes Haar streichelte, dessen glänzende Fülle unter dem dunkelrothen Kattunmüßchen hervorquoll. Seine dunkeln, beredten Augen mit dem Ausdrucke herzlicher Güte auf ihr ruhig klares Gesichtchen heftend, fuhr er fort: „Gute Margarethe! Wollte Gott, es wäre mir vergönnt, einst als selbständiger Mann alle deine kleinen, unschuldigen Wünsche zu erfüllen. Doch wer kann wissen, was die bevorstehende Trennung uns bringen wird?“

„Trennung?“ unterbrach sie ihn athemlos. „Sprichst du von einer andern, einer längern Trennung, als der Abwesenheit für einige Wochen?“

„Ja wohl, Margarethe“, antwortete er traurig. „Ich muß nach England, wenigstens auf zwei Jahre; ich kann dich diese lange



Zeit hindurch nicht sehen, und wir sind für ihre ganze Dauer weit von einander getrennt."

"Weit von einander getrennt!" wiederholte das junge Mädchen stammelnd und wandte sich von ihm ab. — Leo rief sie wiederholt bei ihrem Namen, sie kehrte sich nach ihm um, doch ohne die niedergeschlagenen Augen zu erheben. War vor einer Minute noch ihr junges Gesichtchen ein Bild heiterer Ruhe gewesen — jetzt zuckte darauf der Widerschein des ersten, großen Schmerzes im Kampfe mit einem angestregten, aber vollkommen nutzlosen Versuche, ruhig zu scheinen.

"Margarethe", fuhr Leo fort, "sei nicht so betrübt. Hart werden diese zwei Jahre gewiß für uns sein, aber dann werden wir uns ja wiedersehen und wieder glücklich sein — glücklicher noch als jetzt."

"Wer kann das wissen, Leo? Du sagst ja selbst: wer weiß..."

"Ach, meine gute Margarethe", versetzte der junge Mann mit erzwungener Ruhe, "das wird allein von dir abhängen. Wenn du mich nicht vergiffest, wenn du so gut, so sanft bleibst und so zurückgezogen lebst, wie bisher, so werden wir uns gewiß froh wiedersehen."

"Ich verstehe dich nicht, Leo. Wie könnte ich dich vergessen oder je anders werden?"

Vergessen oder anders werden! Das ist ein Gedanke, den Margarethe nicht zu fassen weiß. Eine tiefe Neigung zu Leo bildet den Grund ihres Denkens und Sinnens. Aber der Abschied Leo's hat ihr den Blick eröffnet in die unermessliche Welt menschlicher Freuden und Leiden. Jetzt erst weiß sie, was Leo ihr gewesen; jetzt erst weiß sie, was sie an ihm verloren. Und sie vertraut ihm. Nichts kann ihr kindliches Vertrauen auf seine Treue erschüttern, selbst nicht die weisen Reden der alten Anna, die in ihrer Achtung doch so hochsteht.

"Ich glaube das gern, Annchen. Doch Leo wollte auch nicht gerade ungern nach England gehen; er wollte bloß nicht gern von hier fort."

"O, ist es das? Das ist nichts, das gibt sich ganz bald. Wenn er nur erst ein paar Monate in dem fremden Lande ist, wird er alles vergessen haben, was er hinter sich gelassen hat, ausgenommen seinen Vater und seinen Bruder. Aber die werden ihm ja schreiben, und da ist alles andere ihm bald einerlei."



„O meinst auch du das?“ fragte Margarethe, in deren Augen große Thränen perlten. „Vater Jost sagt dasselbe; aber ich — ich will's nicht glauben. Nein, ich will und ich kann nicht glauben, daß er alles hier vergessen wird, und wenn er auch hundert Jahre fortbleibt.“

„So, du willst und kannst es nicht glauben?“ fragte Annchen langsam. „Du wirst es nur nicht wollen; denn warum solltest du nicht glauben können, was Andere, die doch so viel älter und klüger sind, als du, dir sagen?“

„Und doch ist's wahr, Annchen — ich kann es nicht. Ich habe es versucht, Vater Jost's Worten mehr Glauben zu schenken, als meinen eigenen Gedanken; aber dann regt sich jedes Mal etwas in mir, das mir ein Gefühl verursacht, als müßte ich daran ersticken.“

„Das ist böse, Grete; man sieht daran, wie eigensinnig du bist. Wenn du klug wärst, dächtest du an deine Puzarbeit und an dein Gebetbuch, statt an Einen, der dich jetzt schon vergessen hat.“

„Nein, das hat er nicht! Und wenn er's hat, so werde ich ihn doch niemals vergessen. Hat er mich doch beim Abschied selbst darum gebeten!“

„Wenn er das auch gethan hat — das hat nicht viel auf sich. Das ist bloß so Mode beim Abschiednehmen.“

„Ach, Anna, ich kann dir immer noch nicht glauben, — jetzt noch nicht. Mit der Zeit geht's vielleicht; aber dann werde ich noch betrübter sein als jetzt.“

Diesem traurigen Ereigniß folgt ein freudiges: Margarethe gelangt zu ihrem Oheim Greven. Sie wird unterrichtet in Allem, was von einer jungen Dame von Stande verlangt werden kann — aus dem einfachen Haidemädchen wird eine vornehme junge Dame, sie „wird eine Andere“, nur die Liebe zu dem Gespielen ihrer Jugend bleibt dieselbe. Aber sie ist gereifter geworden in Denken und Handeln, klar überschaut sie die Lage der Verhältnisse und sieht ein: du kannst nie die Seine werden. Welchen Kampf mag es gekostet haben, ehe das jugendlich warme Herz zu diesem hochherzigen Entschlusse kam, daß er selbst den heißen Bitten ihres Geliebten gegenüber Stand hielt! Sie verbarg ihre Liebe und hielt ihm die Treue. Und er? Da las sie die



entsetzliche Anzeige — einen Augenblick, aber nur einen, wollte sie an ihm zweifeln — da siegte ihre Liebe: er wich dem Drängen des Vaters. Mit gebrochenem Herzen, aber unvermindeter Liebe lebt sie fort — ein einsames Leben; als aber die Nachricht kommt, das Haus Berger drohe zu falliren, giebt sie ohne Besinnen ihr ganzes Vermögen für — für ein Nichts; denn Leo ist ja verlobt, kann nie der ihre werden. Ihre Liebe giebt und fragt nicht nach dem Lohn. Und doch wird er ihr, sie wird die Gattin des geliebten Mannes.

Leo verdient sein Glück. Wie er an Margarethe gehangen, so bewahrt er seinem Vater unverbrüchlich die Treue. Obgleich nicht seines Vaters Lieblingskind, obgleich zurückgesetzt gegen den älteren Rudolph, bleibt er der treue Sohn seines Vaters. Das zeigt sich so recht lebendig an jenem Tage, an dem der Vater Rudolph sein Erbtheil herauszahlen soll. Wie kaufmännisch hart rechnet Rudolph den Heller und Pfennig, wie schroff tritt er seinem allzeit gütigen Vater entgegen — wie ist er doch ganz Geschäftsmann ohne Gefühl, eine lebendige Rechenmaschine — und Leo, der zurückgesetzte Sohn, zeigt sich in seiner edlen Größe. Keine Spur von Abneigung gegen einen Vater, der doch seines Lebens höchsten Wunsch auf's Schroffste verweigert — mit freudiger Entsagung giebt er sein Vermögen in seines Vaters Hände; ja, er erfüllt seinen Wunsch und verbindet sich einem ungeliebten Mädchen. Die Dichterin hat den Gegensatz zwischen beiden Brüdern in meisterhafter Weise veranschaulicht.

Auf der anderen Seite steht die gräfliche Gruppe mit Louise von Steinthal an der Spitze. Auch hier hat die Dichterin ein anziehendes Frauenbild geschaffen. Louise bildet gewissermaßen den Gegensatz zu Margarethe. Ich sage gewissermaßen, denn in Louise schlummern all' die edlen Eigenschaften, welche Margarethe auszeichnen. Aber



— Louise fehlt der Leo! Es fehlt ihr ein Wesen, dem sie den reichen Schatz ihrer hingebenden Liebe schenken kann. Weil es ihr aber fehlt, deshalb ist sie stark in sich selbst geworden, verschlossen gegen die Außenwelt, eine süße Frucht in herber Schale. So trifft sie der blasirte Reichsgraf Guntersberg. Sie ist ihm eine ganz neue Erscheinung. Thut sie doch, als existire er, der Abkömmling eines der reichsten Grafengeschlechter und persönlich ein angenehmer Mensch, gar nicht für sie. Das war ihm noch nicht passiert. Hatten ihm doch bis jetzt die sorgsamten Mütter ihre Töchter gleichsam auf dem Präsentirteller entgegengebracht, und hatten doch die jungen Damen in gar nicht mißzuverstehender Weise zu erkennen gegeben, daß sie mit Vergnügen bereit, den gnädigen Herrn von seiner Blasirtheit zu heilen. Dieses Entgegenkommen aber widert Guntersberg an, und deshalb erscheint ihm der jungen Gräfin abwehrendes Benehmen doppelt anziehend.

Indessen wird Louise doch Guntersberg's Frau. Des Grafen Erstaunen über Louisens Charakter war durch einen unangenehmen Vorfall in offene Bewunderung übergegangen; jetzt strebte er nach ihrem Besitz. Louise ihrerseits erkannte den an sich hochsinnigen Charakter des Grafen; sie sah, daß er ein Mann von hoher Ehre war; endlich, sie wollte ähnlichen Bewerbungen entgehen — sie reichte ihm ihre Hand. Ihr Herz aber blieb verschlossen, erst ihre Schwester Margarethe vermochte es zu öffnen.

Das sind die Hauptcharaktere. Die Nebenfiguren sind aber ebenfalls anziehend und mit ungemeiner Frische dargestellt; selbst Graf Steinthal und seine Gattin Therese flößen lebendiges Interesse ein.

Die übrigen Novellen dieser beiden Bände kommen der erwähnten an dichterischer Schönheit nicht gleich, sind aber an sich hervorragend genug. In „Schwarzgarten“ und



„Frau von Holmerdamm“ schildert die Dichterin in ungemein anziehender Weise, wie zwei alte menschenfeindliche Damen durch das sinnige Wesen junger Mädchen wieder zum Vertrauen an die Menschheit bekehrt werden und die lange verborgen schlummernden guten Eigenschaften wieder zu lebendiger Geltung kommen. Am besten ist dies Problem gelöst in „Schwarzgarten“.

„Die Heimathlose“ ist eine düster gefärbte Liebesgeschichte, die in einem grellen Mißton austönt.

Der Novelle „Aus verschiedenen Lebenskreisen“ ähnlich ist „Die Getrennten“, nur nimmt der Conflict hier eine glückliche Wendung. Max von Bruchland ist der Verlobte seiner Cousine Helene von Halden, die bei seinen Eltern als Waisenkind lebt. Sein Vater löst aber das Verlöbniß in rücksichtsloser Weise, als ihm durch Erbschaft ein ungeahnter Reichthum zufällt. Helene reißt heimlich ab, um Max nicht Gelegenheit zu geben, gegen seinen Vater ungehorsam zu werden. Nach vier Jahren findet Max sie unverhofft wieder als Gesellschafterin bei der Gräfin Rechteren. Seine Liebe loht wieder in alter Glut auf; er weiß sich bei der alten Gräfin einzuführen und verlebt manche Stunde in Gesellschaft Helenens. Das dauert nicht lange; denn eine Intrigue der Gräfin Synthern, die den reichen Max gern für ihre Tochter Constanze haben möchte, vertreibt Helene aus dem Hause. Nicht wissend, wohin sie sich wenden soll, wird sie unversehens von Constanze, die sich mit Graf Ostiz verlobt, aus der Noth gerissen. Sie verschafft ihr ein Unterkommen bei ihrer Freundin, der Frau Dr. Brand. Constanze vergift Helene nicht; sie nimmt sich vor, die Liebenden zu vereinen. Sie ladet deshalb den alten Bruchland zu sich ein und weiß ihn durch eine harmlose Intrigue so zu dämpfen, daß er glaubt, man zürne ihm wegen seines Widerstandes gegen Helenens Verbindung mit Max. Wüthend hierüber macht er die



Parforcejagd mit, geräth in Eifer und stürzt mit seinem Pferde. Lebensgefährlich verwundet schafft man ihn in Dr. Brand's Haus, wo er Helene findet. Jetzt ist sein Widerstand gebrochen, sterbend nennt er Helene seine Tochter, Max kommt zu spät an, um noch aus seines Vaters Munde das Wort der Einwilligung zu vernehmen. Eine gewisse Aehnlichkeit in diesem Entwicklungsgange mit: „Aus verschiedenen Lebenskreisen“ ist nicht zu verkennen. Dort wie hier hält sich ein junges Mädchen verborgen, um den Geliebten nicht in Conflict mit seinem Vater zu bringen; dort wie hier steht ein stolzes Mädchen einem bescheidenen gegenüber; dort wie hier werden sie intime Freundinnen bei der ersten Zusammenkunft. Dem sei aber wie ihm wolle: wer die beiden Novellen nach einander liest, wird, auch wenn ihm die Aehnlichkeit auffällt, sich kaum unangenehm gestört fühlen. Die Zeichnung der Charaktere ist wiederum tadellos. Der alte Bruchland wird Niemanden abstoßen, obgleich er seinen wackeren Sohn so schmäzlich behandelt.

Die erste Erzählung in „Zwischen Ems und Wupper“, betitelt das „Teufelschmiedchen“, ist unbedeutend und ohne die harmonische Schönheit, welche in den früher besprochenen Novellen die Herzen der Leser leicht und dauernd gewinnt. Zum ersten und glücklicherweise einzigen Male in ihren neueren Werken hat die Dichterin grundsätzliche Charaktere zur Verwendung gebracht: die abstoßenden Bewohner der Schmiede. Solche Charaktere fallen dem Leser bei Maria Lenzen unangenehm auf; und dazu diese widerliche Rohheit gegen die arme Frau des Schmiedes; diese gewöhnlichen Ausdrücke und Redensarten; diese gänzliche Abwesenheit aller Eigenschaften, die eine Person uns angenehm machen können! Daß die Familie des Obersten zu diesem Höllenbreughel einen lieblichen Gegensatz bildet, vermag uns nicht zu entschädigen, zumal auch hier Paul Steinwerth ziemlich schief gezeichnet



ist. Dagegen gewinnt die Dichterin uns wieder völlig durch die folgende Novelle: „An der Balkenfurth“. Die Waise Beatrix von Wolfshagen lebt bei ihrem Großvater Oberst von Wolfshagen, der es seinem verstorbenen Sohne nicht verzeihen kann, daß er „eine Theaterprinzessin“ gereirathet. Beatrix, der einzige Sprößling dieser Ehe, hat viel von dem Alten zu leiden; sie sehnt sich fort von der Balkenfurth. Kein Wunder, daß sie gern den schmeichelnden Worten des Assessors von Ekeberg horcht und gern einwilligt, daß er beim Großvater um ihre Hand anhält. Sie wartet am anderen Morgen aber vergebens — Ekeberg hat von dem Oberst gehört, daß Beatrix seine Erbin nicht werden würde, er zieht sich deshalb unter den Verwünschungen des ehrlichen Alten zurück. Beatrix hat zwar Ekeberg nie geliebt, immer aber bleibt ein leiser Gram zurück. In dieser Zeit stirbt in der Nachbarschaft Graf Parr auf Parrstein kinderlos; Erbe ist Graf Bärenfelden, ein bisher armer Mann. Kaum ist er einige Wochen auf seinem Schlosse, da besucht ihn seine Schwester, Baronin von Dernau, mit ihrem Manne und einer jungen Dame, Fräulein von Allmersbach. Die Baronin hat Letztere zur Gemahlin ihres Bruders ausersehen, dieser jedoch hat längst sein Auge auf die kleine Beatrix geworfen — er führt sie zum Aerger seiner Schwester und des Fräuleins von Allmersbach heim. Zuvor aber fordert er ihr das Versprechen ab, nie mit einem ihrer bürgerlichen Verwandten zu verkehren. Beatrix willigt ungern ein. Nach zwei Jahren aber fleht sie ein Verwandter um Hülfe an, sie gewährt sie ihm heimlich und geräth so in den Verdacht der Untreue, den Ekeberg und Baronin von Dernau gern bestätigen. Es klärt sich aber Alles auf, und der Graf liebt sein Weibchen mehr als zuvor.

Das ist die ganze Geschichte! Wer das dürre Gerippe vorstehenden Auszuges liest, der wird selbst schon herausfühlen können, wie vortrefflich die dichterische Darstellung sein muß,



daß sie das stoffliche Interesse ganz vermissen läßt. In der That hat die Dichterin hier wieder über die mannichfaltigen Charaktere den ganzen Zauber ihres sinnigen gemüthvollen Talentes ausgeschüttet. Wie sehr sie es versteht, sich ganz in das seelische Leben eines einfachen Mädchens mit reichbesaitetem Gemüthe zu versetzen, beweist die kleine Beatrix. Immer ist es ein Beweis hohen dichterischen Talentes, wenn ein Erzähler uns für Personen zu erwärmen vermag, die weder ihre nächste Umgebung noch den Leser durch glänzende Eigenschaften im Sturme zu gewinnen im Stande sind; die, bescheidenen Blümchen gleich, es nicht wagen an die Oeffentlichkeit zu treten; die bei der ersten leisesten Berührung ihren Kelch schließen und ihre Empfindungen vor jedem profanen Einblick schüchtern verbergen, sich aber in ihrer ganzen Lieblichkeit zeigen, wenn die Sonne reiner Neigung sie überstrahlt. Solcher Art ist die holde Beatrix. Es ist ein feiner, bezeichnender Zug, daß die Dichterin Beatrix auf die Bewerbung Edenberg's eingehen läßt, ohne ihr kleines unerfahrenes Herz geprüft zu haben. Das liebebedürftige Herz des jungen Mädchens sehnte sich nach Gegenliebe; wo es Zuneigung fand, da schloß es sich innig an, so an Frau Dienberg. Eine Freundin ihres Geschlechtes war aber nicht im Stande, die Leere ihres Herzens so auszufüllen, wie sie verlangte. Das konnte nur ein Mann. Und deshalb lieb sie gern Gehör den liebevollen Reden eines Mannes, der ihre Zuneigung nicht besaß. Ich sage, daß dieser Zug psychologisch fein ist: er wirft das hellste Licht auf die Verlassenheit der armen Waise und auf den reichen Schatz ihrer Liebe. Das ganze unschuldsvolle kindliche Gemüth, das sich gern an den anschmiegt, der ihm liebend entgegenkommt, offenbart sich in diesem einfachen Zuge.

Die weiteren kleinen Novellen der beiden Bände übergehe ich und wende mich zu der großen des zweiten Bandes:



„Kau von Nettelhorst“, einer gut erfundenen und eben so gut durchgeführten Erzählung. Kau von Nettelhorst, der Sprößling einer von den Eltern der Frau nicht sanctionirten Ehe zwischen dem bereits verstorbenen Friedrich von Nettelhorst und Fräulein von Engerloo, lebt unter dem Namen Otto Kau auf dem Gute Erpenbeck, als Förster des Grafen von Erpenbeck. Er will seine Abstammung nicht geltend machen, weil er kein Vermögen hat. Seine Großmutter fühlt später Gewissensbisse, sie sendet den Advocaten Tengnagel in jene Gegend, damit er sich bei dem Baron Constantin von Nettelhorst nach seinem Neffen erkundige. Der Baron weist den Abgesandten ohne Weiteres ab. Herr Tengnagel kommt jedoch dem Geheimniß Kau's selbst auf die Spur — Otto Kau mag indessen mit seiner Großmutter, die seine Mutter so grausam behandelt, nicht in näheren Verkehr treten. Er legt sein Incognito nicht ab, trotzdem es für seine Liebe zu Josephine Wetterrath von großem Nutzen sein müßte. Die Mutter des Mädchens und dessen Bruder wünschen nicht, daß Josephine sich mit dem armen Förster verbindet. Otto empfindet schwer die Härte seiner Lage: sein Herr, der Graf von Hardtenbruck, behandelt ihn in roh abstoßender Weise. Nur die Nichte des Grafen, die Waise Clara von Hardtenbruck, und sein Sohn Albert begegnen ihm in edler Weise. Der alte Graf soll aber bald für seinen barschen Adelsstolz gestraft werden: Otto findet in dem Bücherschranke seines Vorgängers einen Brief und ein verschlossenes Testament des verstorbenen Grafen, in welchem Clara als Universalerin eingesetzt wird. Der Förster hatte das Testament nicht besorgen können, weil er mit seinem Herrn fast zu gleicher Zeit gestorben war. Otto bringt das Testament dem jungen Grafen, der trotz des Widerstrebens seines Vaters die Sache in rechtlicher Weise einleitet. Otto Kau wird inzwischen von seiner Großmutter aufgesucht und zu ihrer Ansicht



befehrt. Als Freiherr von Nettelhorst gelingt es ihm leicht, die Hand Josephine's zu erhalten. Bei Hardtenbrud's ist große Erregung: das Testament ist für recht befunden, Clara ist alleinige Besitzerin der ungeheuren Güter Hardtenbrud's. Nun zögert sie keinen Augenblick, Albert ihre Hand zu reichen, die sie ihm früher seiner Eltern wegen verweigert hatte.

Wiederum brillante Zeichnung der Charaktere! In Clara haben wir fast eine zweite Beatrix, nur daß Clara ihrer feindseligen Umgebung weit mehr gewachsen ist als die schüchterne Beatrix. Albert, Josephine und Otto werden den Leser kaum minder interessiren, als das schöne Grafenkind. Ein besonderes Interesse aber beansprucht der wackere Advocat Tengnagel de Raad, ein köstlicher Vertreter des unfreiwilligen Humors. Er, ein Sohn des „mächtigsten und ruhmreichsten Landes der Welt“, der Niederlande, weiß nicht genug zu tadeln in dem erbärmlichen Deutschland. Wie schimpft er auf die Berge, das Regenwetter:

„Ach was“, versetzte Tengnagel ärgerlich. „Sie sprechen wie der Blinde von der Farbe. Das Wasser in den Flüssen und Canälen Hollands thut einem Spaziergänger nichts zu Leide; und wenn er einen rechtschaffenen Schirm aufspannt, kann er auf den reinlichen, harten Klinkerwegen im ärgsten Regen Stunden weit wandeln, ohne sich sehr belästigt zu fühlen. Aber hier! — Aus dem Mac-Adam wird ein Papp, der sich bleischwer an die Sohlen hängt; die Wege klettern wie unsinnig Berg auf, Berg ab, und laufen in den dicksten Wald hinein, wo die nassen Zweige ganze Ladungen Wasser über den Wanderer ausgießen, wenn er sich dessen am wenigsten versieht; oder kleine Bäche poltern ihm entgegen an Stellen, wo Tags zuvor ein trockener Stieg war; — nein, geht mir mit eurer schönen Gebirgslandschaft.“

Und wenn er wirklich einmal etwas Gutes in dem verhaßten Deutschland findet, so kann er nicht glauben, daß es Erbeigenthum der verachteten Nachbarn sei, es muß ihnen von Holland importirt sein.



Im Jahre 1876 versuchte sich Maria Lenzen wieder auf dem lang verlassenen Gebiete des historischen Romans und zwar in „Das Fräulein vom Sassenreich. Eine Historie vom Niederrhein.“ Meines Erachtens gehört diese Dichtung mit zu dem Besten, was in den letzten Jahren in dieser Gattung geleistet worden ist. Zwar fehlt der Hintergrund einer großen welthistorischen Begebenheit, welche der erfundenen Handlung ein bedeutendes Relief hätte geben können, zwar ragt keine der Geschichte angehörige Persönlichkeit in die Handlung hinein — trotzdem aber erhalten wir von der Lectüre einen mächtigen Eindruck. Die Dichterin hat es verstanden, unser Interesse vollständig gefangen zu nehmen; Wort und Handlung, Denken und Fühlen der Personen sind ganz danach angethan, uns in die graue Vorzeit lebendig zurück zu versetzen; tausend kleine Züge mit durchaus lokaler Färbung tragen dazu bei, die Illusion vollständig zu machen. Man muß staunen über die hier von einer Dame entfaltete ungemein reiche historische und klassische Gelehrsamkeit. Die Charaktere sind durchweg gut gezeichnet; die Schilderungen damaligen Lebens sind äußerst anschaulich. Meisterhaft ist die Darstellung des Kampfes zwischen Normannen und Sassen. Man lese nur die Episode aus dem Kampfe um das Stift, sie giebt einen Begriff der Frische und Anschaulichkeit, mit der die Dichterin darzustellen versteht. Aus dem ganzen Werke leuchtet reine Schaffensfreude und diese giebt der Dichtung den seltenen Glanz der Ursprünglichkeit.

Könnte man das nur auch von der letzten Sammlung der Lenzen'schen Novellen: „Schloß und Haide“ sagen! Aber in dieser zeigt sich ein bedenklicher Zug zur Reflexion, der uns an der Dichterin ganz neu ist. Betrachtungen über die Welt und ihren Lauf stören sehr häufig den ruhigen Fluß der Erzählung und reißen den Leser aus der behaglichen Illusion. Nicht wenige dieser Reflexionen grenzen an Gemeinplätze.



Das ist zu bedauern, namentlich in der ersten Erzählung „Arme Kinder“, die im Uebrigen alle Vorzüge des Lenzen'schen Talentes an sich trägt. Den Inhalt bildet die Entdeckung eines alten Dokumentes, durch welches ein großes Besizthum den unrechtmäßigen Inhabern genommen und den rechten Erben zugewendet, zugleich aber auch das Glück zweier Liebenden besiegelt wird.

Die folgende Novelle „Milian“ leidet an einer psychologischen Unwahrscheinlichkeit, die in greller Weise hervortritt. Graf Milian hält seine Schwester Clarisse in strenger Gefangenschaft und sprengt Gerüchte aus, als sei sie nicht ganz bei gesundem Menschenverstande. Grund seines Verfahrens ist, sich in den Besiz ihres bedeutenden Vermögens zu setzen. Trotzdem aber kann er nicht verhindern, daß Clarisse einem von ihm gegebenen Feste bewohnt und sich in den hübschen Fabrikherrn zur Felden verliebt. Milian's Gemahlin macht nun einen neuen Plan, nämlich, Clarisse mit ihrem blödsinnigen Bruder zu verbinden. Auf diese Weise brauche man doch nur die Hälfte von Clarissen's Vermögen herauszugeben. Milian ist damit einverstanden, die Verlobungskarten gehen ohne Clarisse's Wissen und Willen in die Welt hinaus. Günther zur Felden erfährt es, befreit Clarisse und führt sie zu seiner Mutter. Milian ist über die Flucht seiner Schwester tödtlich erschrocken; er hat sie wahrhaft geliebt und mit eifersüchtigen Augen gewacht, daß kein Anderer ihr Herz gewinne. Er glaubt, sie sei zur Gräfin Gunstorf geflüchtet — die Nachricht, sie sei nicht dort, wirft ihn auf's Krankenbett, von dem er nur als geistig zerrütteter Mensch aufsteht. Clarisse wird Felden's Frau.

Wer fühlt aus dieser Skizze nicht sofort die psychologische Unwahrscheinlichkeit heraus? Milian, der nach seiner Schwester Vermögen trachtet, der seiner Gemahlin mit dürren Worten die Berechnung seines und Clarissen's Vermögen



macht, Milian, der im ganzen Verlaufe der Erzählung zu seiner Schwester keine Spur von Liebe zeigt, der sie nur dann in Schutz nimmt, wenn an ihr seine adelige Ehre beleidigt wird — dieser Milian tritt auf einmal auf als liebewüthender Bruder, dessen Zuneigung soweit geht, seine Schwester einem Andern nicht zu gönnen! Das ist unwahr! Gewiß war es ein interessantes Problem, eine solche mächtige brüderliche Liebe zu schildern, dann aber mußte die Entwicklung eine ganz andere werden, dann durfte vor Allem nicht die Habsucht in's Spiel kommen. Zudem scheint mir Milians Charakter's ein wenig an Uebertreibung zu leiden.

Clarisse aber ist gut, sehr gut gezeichnet. Die Verbindung adeligen Stolzes und warmer Liebe ist meisterhaft dargestellt. Ebenso brillant ist der Fabrikant Günther mit seinem soliden, tüchtigen Wesen und seinem offenen Gemüthe. Als letzte reihe ich die Gesellschafterin Clarissens, das alte Fräulein von Markland an: ein Charakter, der mit so wenigen Strichen umrissen und doch so anschaulich vor uns steht.

Im zweiten Bande haben wir zunächst die große Erzählung: „Im schwarzen Beem“. Die Composition der Handlung kann nicht befriedigen. Die Zahl der Personen ist zu groß; die Sprünge von einem Orte zum andern, von einem Theile der Handlung zu einem noch nicht mit ihr verbundenen zu zahlreich. Die Charaktere besitzen nicht die nöthige Anziehungskraft. Weit besser ist die letzte Novelle: „Cornelis Janssens Haus“, eine Liebesgeschichte reizendster Art. Handlung und Charaktere sind gut erfunden und mit dem ganzen Reize Lenzen'scher Darstellungsweise ausgestattet. Dasselbe gilt von der kürzlich (1879) erschienenen größeren Erzählung: „Geheime Schuld“.

Und so können wir von der lebenswürdigen Dichterin scheiden mit der freudigen Gewißheit, daß sie der besten eine ist.



### M. Ludolff.

Unter dem Pseudonym M. Ludolff verbirgt sich eine Dame, die Tochter eines rheinischen Juristen, Louise Huhn in Coblenz. Im Jahre 1875 trat sie zuerst in die Oeffentlichkeit mit der Novelle „Die unsichtbare Hand.“ An dieselbe reihten sich alsbald in der „Deutschen Reichszeitung“: „Das Dombauloos“, „Zwischen Neigung und Pflicht“ und andere, welche zu einem Ganzen gesammelt 1876 bei Henry in Bonn herausgegeben wurden. Es folgten im Verlage von Hauptmann in Bonn 1877 „Der Talisman“, 1878 „Die Tochter des Spielers“ und 1879 „Verschiedene Wege.“

Ludolff ist in jeder Beziehung eine vornehme Erzählerin. Vornehm vor Allem durch den edlen Gehalt all' ihrer Novellen. Nirgend macht sich eine aufdringliche Moral breit, nirgend giebt sie dem Leser lange Betrachtungen über das Endziel des Menschen und seinen Lebenslauf, und doch bildet den Kern der Dichtungen ein tief sittlicher und sittlich wirkender Gedanke. Und nur so sollte die Dichtkunst auf den moralischen Charakter des Menschen wirken: nicht durch Lehre, sondern durch lebendige Anschauung. Wie echt katholisch ist z. B. in „Verschiedene Wege“ der Selbstmord behandelt! Die bis in's Innerste erschütterte Hedwig streckt ihre Hand nach dem Giftranke aus; da aber fällt ihr Blick auf den schmalen Goldreif, der sie an den heiligsten Tag ihres jungen Lebens erinnert, an jenen Tag, an dem sie



laut und feierlich bekannte: „Ich glaube an ein ewiges Leben.“ Und das Fläschchen liegt zerschmettert am Boden. So ist der Religion der rechte Platz angewiesen; sie wirkt, wie es die Dichtkunst verlangt, durch das Beispiel, nicht durch die Lehre. Sie giebt das Factum, aus welchem die weiteren Consequenzen zu ziehen dem Leser überlassen bleibt.

Vornehm ist Ludolff ferner in der Wahl ihrer Stoffe. Nicht zum Volke steigt sie herab — sie bleibt in den mit aromatischen Parfüms durchdufteten Salons der reich begüterten höheren Stände. Sie wendet zwar dem Volke nicht verächtlich den Rücken, gewährt ihm aber auch nicht, in ihren Dichtungen eine Rolle zu spielen — ein Fehler, der auch leider an der Gräfin Hahn zu tadeln war. Der echte Dichter kann des Volkes nicht entbehren; wenn irgendwo so zeigen sich in den unteren Classen die Leidenschaften in ihrer elementaren d. h. dichterischen Gestalt. Da haben Erziehung und gute Sitte ihre Wirksamkeit noch nicht in conventionelle Schranken gedrängt — wie verderbliche Fluten werfen sie alle Hindernisse zermalmend aus dem Wege. Der große Dichter giebt uns stets ein Weltbild, und sei es noch so klein; er umfaßt in engem Rahmen die verschiedensten Stände und Lebenskreise, und jeder Stand findet sein getreues Bild und sein Gegenstück.

Vornehm endlich ist Ludolff in ihrer Darstellungsweise — leider nicht ganz zu ihrem Vortheil. Zwar müssen wir ihr freudig unsere Anerkennung zollen, daß sie ihren Stil so kunstvoll componirt und so sauber glättet — aber unterschieden zu tadeln ist es, daß sie ihn mit einer solchen Masse von Fremdwörtern, überladet und zwar meist mit solchen, die nicht allgemein üblich, sondern nur in vornehmen Kreisen eingeführt sind. Wenn die Erzählerin diese Fremdwörter nur in Gesprächen zur Anwendung brächte, so hätten sie noch einen Schein von Berechtigung, weil sie sagen könnte:



„meine Personen äußern sich ihre Lebenssphäre gemäß“ — aber sie selbst gebraucht sie in der fortlaufenden Erzählung, und das ist entschieden zu tadeln. Jeder Schriftsteller sollte dazu beitragen, daß der centnerschwere unnöthige Ballast von Fremdwörtern endlich über Bord geworfen würde. Ein gutes schlichtes Deutsch ist nicht das letzte Mittel, um populär zu werden. Schade deshalb, daß Ludolff nicht auch populär zu schreiben vermag; ihre Novellen verdienen es, Gemeingut des katholischen Volkes zu werden. So aber wird sie nur Liebling des lesenden Publikums der höheren Classen werden und bleiben. Der geläuterte Geschmack wird mit Vergnügen diese sorgsam geglätteten, kleinen Kunstwerke lesen und wieder lesen.

Namentlich verdient hervorgehoben zu werden, daß unsere Dichterin eine erstaunliche Erfindungsgabe besitzt: ein Geschenk, das leider nur wenigen Dichtern vollauf zu Theil wird. Ihre lebhafteste Phantasie ersinnt die überraschendsten, eigenthümlichsten Combinationen, die, so sehr sie über die Alltäglichkeit der meisten Feuilleton-Erzählungen erhaben sind, doch nie den Boden der Realität verlassen. Unwahrscheinlichkeiten, kühne Eingriffe unkünstlerischen Zufalls sucht man bei ihr vergebens. Alles entwickelt sich glatt, ungezwungen, und natürlich, der Leser fühlt unwillkürlich: so und nicht anders konnte es geschehen. Nur in Einem Punkte fehlt die Dichterin. Mit Recht verlangt der Gesetzcode der Poetik, daß jedes größere dichterische Kunstwerk einen Helden, aber auch nur einen, habe, um dessen Person und Geschichte sich die ganze Maschinerie bewegt. Nach diesem Mittelpunkte soll der Dichter die Bedeutung der übrigen Personen abmessen und ihnen demgemäß größere oder geringere Ausführlichkeit zuertheilen. Auf diese Weise erhält das dichterische Ganze Proportion und Gleichgewicht, kein Glied drängt sich unge-



büßlich vor, sondern nur insoweit, als seine Stellung zum Mittelpunkte es zuläßt.

Vergebens fragen wir aber bei den Novellen unserer Dichterin: wer ist der Held? Vergebens suchen wir den Mittelpunkt, auf den sich Alles, auch das Kleinste, bedeutungsvoll bezieht. Die Ludolff'schen Novellen haben fast sämmtlich nicht je einen, sondern mehrere Hauptpersonen. So schwankt des Lesers Interesse von einer zu anderen; bald verliert er die eine für lange Zeit aus den Augen, dann tritt die andere völlig in den Hintergrund und fremde Personen kommen in Thätigkeit. Das ist ein Mangel. Die Einheit des Kunstwerks bedingt den ungetheilten Genuß.

Leider muß dieser Ausstellung noch eine weitere angefügt werden: es fehlt der Dichterin die rechte Innigkeit und Tiefe des Gefühls. Die Darstellung ist elegant und wohl ein wenig kalt. Sie spannt den Leser, aber sie vermag ihn nicht mit der unwiderstehlichen Gewalt des echten Dichters für Charaktere und Situationen zu interessiren. Der Ausdruck der Gefühle ist sorgsam geglättet, aber es fehlt ihm jene Wärme und Frische, jene elementare Gewalt, die uns von der Wahrheit der Darstellung siegreich überzeugt; die uns unwiderstehlich in den Gefühlkreis der handelnden Personen zieht und uns so mit denken und fühlen läßt, daß wir mit lebendigster Theilnahme der weiteren Entwicklung folgen. Mit einem Wort, es fehlt ihnen die dichterische Leidenschaft. Sämmtliche Novellen Ludolff's bieten eine ausgezeichnete Lectüre, man liest sie gern, sind sie doch so glatt und elegant, so von echtestem künstlerischem Geiste durchweht — aber man liest sie nicht mit allgemeiner Befriedigung. Man liest sie, ich möchte sagen, mit rein ästhetischer Freude an dem wundervollen Aufbau der Handlung und der tadellosen Dekoration; mit der Freude, die man an einem Meisterwerke der Skulptur haben kann, wo man



über der Vollendung und Reinheit der Formen, über der Sauberkeit und Eleganz der Ausführung vergessen kann, daß es doch nur eine Statue ist, welcher der Meißel des Künstlers wohl die Form des Lebens, aber nicht das Leben selbst verleihen konnte. Die Ludolff besitzt zweifellos eine hervorragende künstlerische Anlage und Schulung, und diese verdeckt häufig genug den Mangel echt dichterischen Talentes. Dazu kommt, um den Leser völlig für die Schriftstellerin einzunehmen, die hohe allgemeine Bildung, die aus jeder ihrer Erzählungen hervorleuchtet: eine Bildung, die nicht allein das weite Gebiet menschlichen Wissens in ihren Bereich gezogen hat, sondern sich auch auf gründliche Kenntniß der Welt und der Natur erstreckt. Beweis davon sind die wahrhaft glänzenden Reiseschilderungen in „Verschiedene Wege.“

Aber auch die Menschen kennt sie, am besten jene Gesellschaftskreise, denen sie selbst entstammt, und in denen sie zweifellos den größten Theil ihres Lebens verbracht hat. Das sind die Menschen, wie sie sind, die guten unter ihnen aber stets mit idealem Anflug; das ist die Gesellschaft, wie sie ist — oberflächlich, nur dem Genuß huldigend und dem Erfolg nachjagend, ohne tieferen Gehalt und darum für eine sinnige Natur durchaus ungenießbar.

Will man also mit aller Behaglichkeit eine angenehme Lectüre genießen, ohne fürchten zu dürfen, von Funken dichterischen Geistes elektrisch berührt zu werden, dann wähle man die Ludolff'schen Novellen.

Als die beste unter denselben muß ihre neueste, „Verschiedene Wege“ bezeichnet werden. Die Erfindung ist brillant und die Composition bis auf die mangelnde Einheit tadellos; die Charaktere sind schöner, als in irgend einer ihrer anderen Erzählungen — kurz, was ihr reiches Talent nur Schönes und Gutes in sich vereinigte, hat sie in



dieser herrlichen Novelle den Lesern mit freigebiger Hand geboten.

Auf einer Bergtour wird der junge Gesandtschaftsattaché Eugen von Klein mit den beiden reizenden Töchtern des Obersten Thorens bekannt. Er widmet seine Aufmerksamkeit vorzüglich Reginen; diese aber liebt ihren Vetter, den jungen Gelehrten Hermann Thorens. Der Vater Reginens tritt ihrer Neigung zwar nicht hindernd entgegen, fördert sie aber auch in keiner Weise. Bis jetzt war die Liebe Reginen's ihrer Schwester Hedwig noch Geheimniß geblieben, eines Abends endlich verräth sie es ihr. Kein Wort des Schmerzes kommt über Hedwig's Lippen; sie selbst liebt Hermann, aber sie verbirgt ihren leidenschaftlichen Schmerz und schweigt.

Regine folgt nach einiger Zeit einer Einladung der Mutter Eugen's, trotzdem Hedwig ihr entschieden abräth, weil es Hermann kränken müsse. Die Weltlust gefällt Reginen gar zu wohl, während Hedwig's einziges Glück das stille häusliche Leben ist. In Frau von Klein's Innerem ist mittlerweile ein lang durchdachter Plan reif geworden. Ihr glänzendes Leben fordert große Mittel, ihrem Sohne wird die erstrebte Carriere verschlossen, wenn ihm nicht ein großes Vermögen zur Seite steht — sie will deshalb Eugen's Verbindung mit Regine, weil diese, wie ihre Informationen ergeben haben, ein enormes Erbtheil erhält. Eugen ist sofort bereit. Regine schwankt eine Zeitlang zwischen dem glänzenden Lion und dem einfachen Gelehrten, dann trägt Jener den Sieg davon. Am Sylvesterabend, bei einem Feste des französischen Gesandten, entscheidet es sich. Hermann fragt Regine geradezu über ihr auffälliges Benehmen.

Umsonst! Noch an demselben Abend muß Hermann es erfahren, daß er dem leichten Gesandtschaftsattaché weichen muß. Bei Hedwig gießt er sein von Zorn und Schmerz erfülltes Herz aus. Und Hedwig? Sie vergißt ihre arme



Schwester, nicht, sie fleht den geliebten, von leidenschaftlichem Zorne durchbehten Mann, Regine nicht zu hassen. Das wird er nicht, nur seine Verachtung wird der Doppeltzüngigen zu Theil werden.

Hedwig überläßt sich ganz dem wilden Entzücken, Hermann wieder frei zu sehen. Bald genug jedoch kommt die Enttäuschung. Hermann reißt ab, um, wie er selbst sagt, nie wieder den Fuß über Thorens' Schwelle zu setzen. Gleichzeitig verlobt sich Regina mit Klein. Hedwig ist außer sich vor Schmerz und Verzweiflung. Die Schwester kann sie ihres schmachvollen Verfahrens wegen nicht mit früherer Liebe behandeln, der Geliebte ist ihr verloren, ihr Vater liegt auf dem Sterbebette. Finstere Gedanken quälen ihre Seele.

„Warum nicht ein Dasein wegwerfen, das nichts als Enttäuschung, Kampf, Schmerz und inneres Elend in Aussicht stellte? Es ging ja leicht. Hätten nicht ein paar Tropfen jener Arznei genügt, ihrem Vater sanften Schlummer zu verschaffen — ein paar Züge davon würden auch ihr einen Schlaf bereiten, einen ewigen Schlaf, aus dem sie nie mehr erwachen würde zu dem Bewußtsein ihres Elendes, aus dem nichts mehr sie wecken könnte zu einem Leben, das ihr zur Qual geworden. Eine furchtbare Vockung lag in dieser Vorspiegelung für den jungen verirrten ungeduldigen Geist. Kaum wissend, was sie that, streckte die kleine weiße Hand sich nach dem Gifttrank aus, schon umschlossen die feinen Finger das Verderben bergende Glas — da fiel der Bethörten Blick auf den schmalen Goldreif, der einen dieser Finger zierte. Und von jenem kleinen Zeichen leuchtete ihr, als ein Lichtstrahl in dem momentanen Wahnsinn des von Leidenschaft geblendeten Verstandes, die Mahnung entgegen an jenen Tag, wo sie öffentlich bekannt und geschworen: ich glaube an ein ewiges Leben.“

Berknirscht läßt Hedwig das Fläschchen fallen — beschämt, daß sie einem irdischen Götzen eine solche Stelle in ihrem Herzen eingeräumt.

Regina wird Eugen's Frau, nachdem der Oberst ihm nochmals erklärt, daß sie Vermögen nicht besitze. Eugen glaubt es ihm aber nicht, wundert sich nur über den „alten



Knauser“. Die jungen Eheleute reisen nach Paris, wo Eugen eine Anstellung erhalten. Der alte Thorens fühlt sich nach einiger Zeit dem Ende nahe; er spricht viel von Hermann Thorens, den er noch vor seinem Tode zu sprechen wünscht. Aber vergebens, ein Telegramm trifft den auf Reisen befindlichen Gelehrten nicht mehr, so kann denn der alte Oberst nur Hedwig ein Packet für ihn übergeben. Noch will er einige erläuternde Worte beifügen — ein Schlag hindert ihn daran.

Regine und Eugen treffen schleunigst ein, letzterer mit der süßen Hoffnung, jetzt ein großes Vermögen einheimfen zu können, erstere mit wirklichem Schmerze, der noch verstärkt wird durch die Dede und Kälte, die sie an Eugen's Seite, nun, nachdem der erste Kausch verflogen, empfindet. Auch Hedwig leidet unsäglich, aber ihr Blick ist vertrauensvoll nach Oben gerichtet.

Klein hat nichts Eiligeres zu thun, als heimlich des Obersten Zimmer zu durchsuchen. Er findet das Testament, öffnet es ohne Bedenken und sieht zu seinem unbeschreiblichen Aerger, daß er in der That eine Frau mit sehr geringem Vermögen geheirathet. Aber er findet auch das Packet an Hermann, erstieht aus den Briefen, daß der Oberst das enorme Vermögen des Großoheims in Verwaltung hatte, das nach des Obersten Tode an Hermann ausgeliefert werden solle. Klein ist rasch entschlossen, er schreibt in des Obersten Handschrift einen Brief an sich selbst, worin ihm der Auftrag gegeben wird, das Packet nur an Hermann selbst abzuliefern. So ist er wenigstens für einige Jahre Herr des großen Vermögens. Das Testament verbrennt er. Während dieser geheimen Arbeit tritt Hedwig unvermuthet in das Kabinet, Klein weiß jedoch sofort plausible Ausreden zu finden. Sie setzt solches Vertrauen in ihren Schwager, daß sie ihm sogar die Verwaltung ihres Vermögens überläßt.



Es folgt ein Zwischenraum von mehren Jahren. Hedwig wird nach langen Kämpfen die Frau eines edlen jungen Mannes, Gerhard Werning, dessen Vater ein intimer Freund des Obersten gewesen, und der selbst mit Hermann innig befreundet. Gerhard weiß von Hermann's Verhältnissen, es gelingt ihm aber nicht, von Klein auch nur das Mindeste zu erfahren. Erst als dieser, im Duell tödtlich verwundet, auf dem Sterbelager liegt, händigt er Hedwig das bewußte Packet aus.

Hermann kommt von seiner Reise um die Welt zurück und kehrt bei seinen Freunden Gerhard und Hedwig ein. Hedwig behandelt ihn mit Schwesterlicher Zuneigung, ihre Liebe gehört ihrem Gatten. Hermann nimmt die Eröffnungen der beiden Gatten mit Ruhe hin; sein Herz hängt nicht mehr am Irdischen. Er hat die ganze Welt durchstreift, hat aller Welttheile Herrlichkeiten bewundert, aber Ruhe und Befriedigung hat er nicht gefunden. Und noch einmal tritt die schwere Versuchung an ihn heran: er rettet Regiens Kind vom sichern Tode, und sie, die Sündige, die ihn so schwer getäuscht, windet sich vor seinen Füßen in qualvoller Reue, ihn beschwörend, ihr seine Liebe wieder zuzuwenden. Er sieht in die glänzenden Augen des schönen Weibes, das er so unsäglich geliebt — dann wendet er sich ab, seine Rechnung mit der Welt ist abgeschlossen, in den Mauern des Klosters findet er die Ruhe seines Herzens.

Die Idee der reizenden Dichtung ist in meisterhafter Weise nach allen Seiten hin entwickelt. Dreifach verschiedene Wege sind es, auf denen drei durchaus verschieden geartete Menschen einem heiß ersehnten Ziele züstreben. Keiner erreicht es; wohl aber werden zwei auf ihre Weise glücklich, weil sie das ewige Ziel über dem Zeitlichen nicht vergessen haben. Hedwig, die durch schweres Leid zu ruhigem Genuße des Daseins sich durchgekämpft; Hermann, der nach harten



Prüfungen endlich in den Hafen seelischer Ruhe einläuft. Regine hingegen, der die Herrlichkeit der Welt als das Höchste gilt, der jeder ernstere Gedanke abgeht, findet ein reuevolles schmerzliches Ende. Am Besten durchgeführt erscheint die Läuterung Hedwig's. Den übrigen Personen konnte ein gleiches Maß der Ausführlichkeit nicht gewidmet werden, weil die Novelle dadurch zu einem Romane hätte werden müssen. In diesem Falle wäre freilich die Umkehr Hermann's, bez. der Läuterungsprozeß, der sich in ihm vollzieht, zu einer höchst wirkungsvollen Episode geworden. Denn gerade Hermann ist die liebenswürdigste Person unter all' den liebenswerthen der Erzählung. Die Gediegenheit seines Charakters, die rührende Treue seiner Neigung macht ihn dem Leser zum Freunde. Die Verfasserin hat es verstanden, Hermann's Charakter in allen Situationen treu durchzuführen. Ich erinnere nur an seine Haltung in der folgenschweren Unterredung mit Regine. Hundert andere Erzählerinnen würden hier aus unserm Gelehrten einen liebverzweifelnden Schäfer gemacht haben; ihr Hermann würde bei der grausamen Eröffnung Reginens ohnmächtig hingesunken sein und später die Ohren mitleidiger Menschen mit seinen Klagen gequält haben — dieser Hermann aber bleibt trotz alles inneren Schmerzes ruhig mit jeder Miene, ja, er vermag es über sich, der Frau von Klein zu der bevorstehenden Verlobung ihres Sohnes mit Regine zu gratuliren. Solch' ein Held konnte später allerdings der Lockung der reuigen Geliebten widerstehen und die Einsamkeit des Klosters zu seinem Aufenthaltsorte wählen. Eine ähnliche Kernnatur ist Oberst Thorens, ein Cavalier in des Wortes bester Bedeutung, ein Ehrenmann vom Scheitel bis zur Sohle. Eugen von Klein ist das männliche Ebenbild seiner leichtsinnigen Gemahlin.



Gelungen wie die Charakterschilderungen sind die Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Bundeshauptstadt Bern, wie z. B. die poesievolle Schilderung des Sylvesterfestes beim französischen Gesandten. Gelungen endlich sind die zahlreichen Naturschilderungen, zu denen namentlich die in der Schweiz spielende Handlung so manchen Anlaß bot. Wahrhaft glänzend ist nachfolgender Reiseflug Hermann's, den in seinen schönsten Stellen folgen zu lassen ich mir nicht versagen kann.

„Dampfeskraft versetzte ihn im Fluge in die Wildniß und Verwirrung des Urwaldes, in die gewaltige Größe amerikanischer Bodenverhältnisse. Mitten durch diese hin, hinaus in den endlosen Ocean der Prairien geht es.

Herrliche und erschreckende Gegenden reichten Bild an Bild. Freundliches Hügelland, reiche, fruchtbare Landstriche, von silbernen Strömen durchzogen, belebt von üppiger Vegetation, weite, wie ein Meer sich ausdehnende Prairien, mit ihrer balsamischen Luft, jener wunderbar trocknen Atmosphäre, die, gesättigt durch die angenehmsten Wohlgerüche, alle Nerven der Empfindung belebt, berauscht, begeistert — und ungeheure Ebenen, welche kein Hauch von Leben durchzieht, wenn nicht hie und da ein Trupp dahinjagender Antilopen oder hoch oben in den Lüften ein Pelikan sich zeigt, vulkanischer Boden, Gletscherterrain, trostlose Einöden voll Teufelsgras, den Artemesia-Büschen, unabsehbare Wüsten, unfruchtbare Flächen ohne Leben, ohne Flüsse oder Bäche. Und weiter, immer weiter geht's. Gewaltige Ströme zeigen sich; hohe, schneegefrönte Berge tauchen auf, grüne Wälder, lachende Thäler, malerische Schluchten und dürre Haiden, wilde, öde Stätten, steile, kahle Felsenwände in einer Wüstenei von dunkler, melancholischer Größe. Das Alles wechselt sich ab. — Höhen geht es hinan — durch Berg und Felsen hin, über kühne Brücken und schauerliche Abgründe weg, mächtigen Strömen, reißenden Flüssen entlang; vorüber an kultivirten Farmen und freundlichen Ansiedlungen, an isolirten Zeltstationen und den Dörfern der Indianer, mitten durch die lachenden Jagdgründe der armen Stämme hin, deren eigenstes, theils verlassenes, theils noch behauptetes Gebiet unbarmherzig zerschneidend. Wen kümmert das? — Vorüber an den Lagern der verdrängten Siouy und den improvisirten Stationsstädten der Wildniß, vorüber an der Mormonen entlegenem Asyl und den Zelten der Chinesen, die ihr



himmlisches Reich verlassen, um in Amerika's Erde nach Gold zu graben. — Weiter, nur weiter zu gen Westen. — Hinter uns liegt Green-River mit seiner wunderbar pittoresken Reihenfolge architektonischer Hügel, wo sich die Natur erschöpft zu haben scheint, allerhand phantastische Formen zu bilden. Kühner, mächtiger und steiler werden die Gebirge, näher und näher rücken sie aneinander, bis sie endlich in ein Labyrinth wundervoller, enger, zerrissener Schluchten zusammenschmelzen. Auch da geht es hindurch. Alles durchzieht das eilende Dampfroß, dessen Weg menschliches Genie gebahnt, das immer größern Triumph feiert, je mehr sich die Bahn nähert dem großartigsten und schwierigsten Punkte der ganzen unermesslichen Strecke — der Sierra-Newada!

Von deren majestätischen Formen und gewaltigen Zacken umgeben, steigt der eiserne Weg höher und höher neben Abhängen von bodenloser Tiefe vorbei, durch dunkle Felsentunnels, zwischen leuchtenden Schneefeldern hin, bis endlich der höchste Gipfel mit dem Donnersee erreicht ist. Der Sierra-Newada grandiose Gebirgsscenerie offenbart sich nun Stunde um Stunde, ehe nach Ueberwindung jener gigantischen Höhe von 6800 Fuß über dem Meerespiegel der Zug langsam über Berge und Hügel hinabgleitet in das reiche Thal von Sacramento, das lachende Eldorado von Californien, so manches Europamüden Zauberreich. Gastlich winkt daraus dem Reisenden entgegen das von Ocean zu Ocean verfolgte Ziel — San Francisco, vor kurzer Frist noch eine kühne, bunte Zeltstadt, heute bereits die zu hoher Bedeutung erstandene Königin des stillen Weltmeeres.

Getragen von den ultramarinblauen Wogen, begann das stolze Schiff, das wenige Jahre später im Hafen Yokahamma ein Raub der Flammen werden sollte, kühn die gewaltige Aufgabe, mit seinem Räderwerk des weiten, stillen Oceans ganze Breite zu durchfurchen und ohne einen einzigen Ruhepunkt die immense Strecke von fünftausend Seemeilen zurückzulegen. Nur den großen, weiten Himmelsbogen über sich, um sich nichts als die unermessliche, scheinbar in's Unendliche sich verlierende Wasserfluth glitt das schwache Werk von Menschenhand durch diese hin, deren erhabene Größe im Verein mit den strahlenden Sternen, die in tropischer Pracht hier niederglänzten, von einem Schöpfergeist erzählten, vor dem die erfindungsreichste Intelligenz, die begabteste Geistes- und Schaffenskraft des Menschen demüthig sich beugen muß.



Japan mit seinem dem Fremdenverkehr damals gänzlich unzugänglichen Innern, China, das himmlische, von dem Riesenwerk der großen Mauer umschlossene Reich mit seinen höchst irdischen Menschen und seinem geheimnißvollen Peking, das die für gewöhnliche Sterbliche unzugängliche Kaiserstadt umschließt, es bannt mit all den Wundern seiner schwimmenden Städte, seines Produktenreichthums, seiner selbstständigen ohne anregende Berührung mit der Fremde entstandenen Industrie und Kunst, unseres Weltumseglers Fuß für einige Zeit. Rasch floh ihm diese hin, und weiter drängte es ihn auf seiner gewaltigen Tour. Wieder umging ihn nur der Himmel, Luft und Wasser; durch das chinesische Meer ging es in den indischen Ocean, wo der Hafen von Bombay mit seinen glänzend heitern Farben zur Raft einlud. — Bombay, das Thor Indiens, von wo der Handel seine Beziehungen nach Europa, Ostafrika, dem südlichen und südöstlichen Asien erstreckt und ein wahres Völkergemisch in steter Bewegung hält, dort, wo alle Erzeugnisse der Natur und Kunst des Orients und des Occidents in unendlicher Mannigfaltigkeit sich vereinigen, konnte der junge Gelehrte nicht vorüber; er mußte durch dies Thor eindringen. Und erst nachdem er sich einen Streifzug in Indiens schätzerreiches Land gestattet, des dem Himalaya entströmenden Ganges Fluthen und an den Ufern des h. Stromes entlang brahmanistischer Weisheit und Gelehrsamkeit nachgeforscht, kehrte er nach Bombay zurück zur Einschiffung nach Suez.

Durch des Jahres 1869 zweites Wunderwerk, den Kanal von Suez, erreichte er afrikanischen Boden. Noch einmal hemmte sich sein Schritt. Aegypten fesselte ihn. Obwohl jedoch dies überreiche Feld zu ergiebigem Studium sein reges Interesse erweckte, blieb doch sein Augenmerk einem andern Ziele zugewandt. Es galt dem gelobten Lande, Palästina. — Von ehrerbietiger Schauer durchdrungen, wanderte er über den geheiligten Boden, auf dem die Erlösung der ganzen Menschheit vollzogen worden, betrat er die hohe Stadt, welche selbst der Muselmannt nennt: El-Kods, d. i. die Heilige. Diese heilige, geweihte Stätte, welche aus der Ungläubigen Händen zu befreien, Tausende und Tausende Vaterland, Heimath, Weib und Kind verlassen, um in feuriger Begeisterung mit dem Kreuz in der Hand zu siegen oder zu sterben und die seitdem das Ziel unzähliger Pilger ist und bleiben wird, so lange die Erde steht, sie sah auch unsern Wanderer in ihren Mauern.

Er kniete an dem glorreichen Grabe, das allen Gräbern auf dem weiten Erdenrunde die Trostlosigkeit genommen; er schritt die



Via Dolorosa hinan, den von der Tradition genau bezeichneten Schmerzensgang, auf dem der Herr von Pilatus Hause das Kreuz nach Golgatha trug; er stand auf Golgatha, wie auf dem Hügel Moria und der Höhe Zion — herniederschauend auf das alte Salem, das zum stolzen Jerusalem geworden, nunmehr zwischen dem dunklen Grün der Cypressen und der es umgebenden Hügelkette von Ruinen da lag wie eine Königin, die zur trauernden Wittwe geworden. Und weiter schweifte sein Blick über die ganze Umgebung, in das weite Land hinaus bis zu dem Spiegel des todten Meeres, hin über alle jene Stätten, an die sich die heiligsten, wichtigsten und interessantesten Erinnerungen knüpfen.

Dem Blicke nach lenkten sich Hermann's Schritte. Unermüdllich wanderte er auf dem geweihten Boden, doch auch das h. Land, es konnte ihn für die Dauer nicht halten. Ueber die schöne blaue See winkte ihm die heimische Erde. Sie zog ihn zurück und des mittelländischen Meeres herrliche Fluth durchschiffend, führte ein deutsches Schiff ihn zurück nach Cadix, von wo aus er vor sechs Jahren die Fahrt in weite Fernen unternommen.

Nicht ganz so hoch wie „Verschiedene Wege“, aber hoch genug können die ferneren Novellen Ludolff's gestellt werden, in erster Linie „Der Talisman“.

Die Erfindung und die Composition der Handlung ist eine höchst glückliche. Ich will versuchen, sie in den äußersten Umrissen zu skizziren.

Richard Horstner lebt bei seinem Onkel, dem reichen Banquier Horstner, in den glücklichsten Verhältnissen. Sein Leichtsinn verführt ihn jedoch zur Verschwendung, so daß er, um dem Onkel seine Verlegenheit nicht bekannt werden zu lassen, zu Anleihen bei dem Cassirer des Hauses, Eckert, greift, und bei ihm tief in Schuld geräth. Die unbehagliche Lage Richard's wird noch dadurch gesteigert, daß sein kinderloser und verwittweter Onkel zu einer neuen Ehe mit einer schönen englischen Kunstreiterin Georgy schreitet, die in dem Neffen ihres Gemahls einen Nebenbuhler sieht. Sie will ihn verderben. Nachts muß ihr kleiner Bruder Leo von Richard's Finger den Brillantring ziehen und ihn ihr



bringen. Diesen legt sie in eine Schublade, und nimmt die zweitausend Thaler, die ihr Mann hineingelegt, heraus. Tag's darauf findet der alte Banquier den Ring, die Cassé ist leer. Kurz darauf kommt Eckert und läßt wie zufällig seine Briestafche fallen: es kommen Geldscheine an's Licht, die der alte Horstner sofort als die entwendeten erkennt. Eckert behauptet, er habe sie von Richard — nun ist das Schicksal des jungen Mannes entschieden. Seine Vertheidigung wird nicht angenommen, mit Schande beladen kehrt er in die Arme seiner Mutter zurück. Sie aber glaubt an ihn, und noch eine andere — seine Jugendgespielin Anna Dorner. Das wird sein Talisman. Den Bemühungen Richard's gelingt es, sich in einem geachteten Hause in Bordeaux Stellung zu verschaffen. Als er einige Zeit dort ist, besucht er einen Circus und findet dort, zu seinem unsäglichen Erstaunen, den kleinen Leo, den seine Schwester zu den Kunstreitern gesandt. Von ihm erfährt Richard, in welcher Weise man mit ihm verfahren. Er nimmt Leo mit sich, trifft zu Hause aber das intrigante Weib nicht mehr am Leben, sie ist mit ihrem Pferde gestürzt. Es klärt sich nun Alles auf, Richard wird wieder in Gnaden aufgenommen, und bald wirkt der „Talisman“ in Horstner's Hause als jugendliche Gattin.

Das ist für den geringen Umfang der Erzählung doch eine recht inhaltvolle Handlung. Wäre die Darstellung von intensiverer Lebendigkeit und Wärme, fänden die Aeußerungen der Gefühle beredteren Ausdruck, so wäre die Erzählung vortrefflich zu nennen.

Die dritte Novelle Ludolff's „Die Tochter des Spielers“, schließt sich insofern an die eben besprochene an, als einige Personen, deren Existenz in dem „Talisman“ angedeutet wurde, hier handelnd auftreten. Der Inhalt ist folgender:



Lord Percy Graham hält in New-York einen Knaben, Eugen Burko, vom Selbstmorde zurück und bringt ihn zu seiner alten Amme, Miß Brenner. Dort bleibt er. Im Laufe der Jahre heirathet er die Tochter Miß Brenner's, und lebt mit ihr in glücklicher, mit einer Tochter, Helene, gesegneten Ehe. Lord Percy wandert inzwischen planlos in der Welt umher; er liebt seine schöne Verwandte, Elisha Melville. Diese aber berechnet klug, daß nicht Percy, sondern sein Bruder Edward Erbe der ungeheuren Familiengüter wird; sie wartet deshalb, ob nicht dieser ihr einen Antrag mache. Aber vergebens. Edward wird durch einen Unglücksfall dem Tode nahegebracht und vertraut auf dem Sterbebette seiner Verwandten: daß er in Paris heimlich eine Gattin, mit der er rechtlich getraut, und ein Kind habe. Elisha verspricht für sie zu sorgen, schreibt aber gleichzeitig an Percy, daß sie seine Werbung annehme, und datirt ihren Brief vom Tage vor dem Unglücksfall. Nach Edward's Tode reist sie nach Paris, wo sie zu ihrem namenlosen Schrecken findet, daß das Kind Edward's ein Knabe ist. Die Mutter des Kindes stirbt plötzlich, Elisha nimmt den Knaben und die auf die Ehe Edward's bezüglichen Papiere mit sich und giebt ersteren einer alten Frau in Pflege. Zu Hause sagt sie nichts; denn wenn sie es gethan, hätte Percy nicht als Erbe seines Bruders auftreten können, und sie wäre nicht die Gattin eines reichen Mannes geworden. So ist sie denn Percy's Gemahlin. In Amerika ist Burko inzwischen der Spielwuth anheim gefallen, seine Frau gestorben, sein Kind bei Verwandten in Deutschland, er selbst lange Zeit im Gefängniß. Sobald er frei geworden, holt er seine Tochter aus Deutschland und zieht mit ihr nach Paris. Sie sieht bald ein, daß er sein glänzendes Leben nur dem Spiele zu danken hat, sie bemüht sich, ihn abzuhalten, aber vergebens. So ziehen sie in der Welt umher. Auf diesen



Reisen findet Helene ihren Jugendfreund, Leo Grant, der sie innig liebt. Beider Herzen finden sich. Die Studien Leo's machen wieder eine Trennung nöthig; nach Verlauf dieser Zeit ist Helene aber verschwunden. Leo forscht nach, und die Spur führt ihn nach London, freilich erfolglos.

Burko lebt aber doch in London mit Helene, in übeln Verhältnissen. Ein früherer Spielgenosse Burko's, Lord Elmwater, Elisha's und Percy's Sohn, will Helene heimlich zur Ehe, sie weist ihn aber stolz ab. Der Lord verunglückt in seinem Wagen — Leo ist gerade zur Stelle, er bringt die Leiche zu Lord Percy's Palast. Elisha's Schmerz ist grenzenlos — und da sieht sie Leo, das leibhaftige Ebenbild Edward's. Ihr Gewissen regt sich. Sie legt ihrem Gatten ein offenes Geständniß ab, und dieser thut schleunigst alle Schritte, um das begangene Unrecht zu sühnen. Leo wird Herr von Elmwater. Nach einiger Zeit findet er auch Helene und macht sie zu seiner Gattin.

Wie man sieht, laufen hier bis zum Schluß zwei Handlungen unvermittelt neben einander, erst am Schluß berühren sie sich, aber auch da noch ist die Verbindung eine ziemlich lose. Haupthandlung ist doch, ihrer Bedeutung nach, nicht etwa die Geschichte Burko's und Helenens, sondern die Percy's, Elisha's und Leo Grant's. Die Streifzüge Burko's nehmen einen großen Raum ein, und fördern doch die Handlung nicht im Mindesten. Die künstlerische Haltung der Erzählung würde viel gewonnen haben, wenn die Verfasserin die Erlebnisse des Spielers bedeutend gekürzt hätte.

Außer diesen drei Erzählungen hat Ludolff noch einen Band kleinerer herausgegeben, die im Wesentlichen dieselbe Physiognomie zeigen. Ueberall gute Erfindung, mit nicht immer guter Composition, und geschmackvolle Darstellungsweise. Bedeutend, den schon charakterisirten gleichstehend, ragt unter diesen die Erstlingserzählung „Die unsichtbare



Hand“ hervor. Der seltsame sensationelle Titel wird durch den Verlauf der Novelle durchaus nicht gerechtfertigt, er würde besser in einen andern umgewandelt. Die unsichtbare Hand spielt nur in dem Traume eines jungen Mädchens eine höchst unschuldige Rolle, greift aber nirgend einflußreich in die Handlung ein. Oder soll die unsichtbare Hand das Walten Gottes bedeuten? In diesem Falle ist die Handlung nicht danach angelegt, es mit Evidenz erkennen zu lassen.

Hildegard Volten lebt als Waise bei ihrem Onkel, dem Buchhalter Volten. Freude hat sie nicht im Hause; denn von der Frau ihres Onkels wird sie gar nicht geachtet. Vor einigen Jahren ist ihr Vater gestorben, ein berühmter Professor, aber ein armer Mann; ihr Verlobter Hermann Fels ist in ferne Länder gegangen, um sich in seinem Fache, der Medizin, weiter auszubilden und das noch mangelnde Vermögen zu erwerben. Schon zwei Jahre wartet Hilda auf seine Rückkehr, stets aber denkt sie mit Vertrauen seiner letzten Worte und wahrt in Treue den schmalen Goldreif, den er ihr zurückgelassen.

In Hilda's trostloses Dasein fällt endlich ein heller Glücksstrahl. Ihre Tante von mütterlicher Seite, die Freiin von Gerolding, ladet sie ein, zu ihr kommen und bei ihr zu bleiben. Hilda schwankt keinen Augenblick, die Einladung anzunehmen, wenngleich sie nicht mit leichtem Herzen die Reise antritt. Der Empfang bei der Tante ist indessen herzlicher, als Hilda erwartet hatte. Sie befindet sich zum ersten Male seit langer Zeit wieder recht heimisch und behaglich. Nach wenigen Tagen aber schon kommt ein tiefes Leid über sie: sie liest in einer englischen Zeitung, daß ein Schiff untergegangen sei, und sich unter den Verunglückten auch Dr. Fels befinde. Eine schwere Krankheit ist die Folge dieser entsetzlichen Entdeckung. Nach einigen Monaten erst



geneßt sie. Nach dieser Zeit kommt der Nefte der Frein, Leo von Gerolding, auf das Schloß zu Besuch. Er ist ein nicht böser, aber leichtsinniger junger Mann, der zum Zeitvertreib der schönen Cousine den Hof macht. Die Tante hat jedoch höhergehende Pläne. In einem intimen Gespräche mit ihrem Nefen eröffnet sie demselben, daß sie ihr Testament, worin sie ihn zum Universalerben eingesetzt, nicht bestehen lassen könne, daß sie vielmehr ihr Vermögen zwischen Hilda und ihm theilen müsse. Wenn er jedoch geneigt sei, Hilda zu heirathen, so wolle sie Alles beim Alten lassen. Leo bedenkt sich nicht lange. Hilda ist ja ein schönes und gutes Mädchen, er selbst ist ein ungemein liebenswürdiger Mann, sie wird also mit Vergnügen ja sagen. Indessen ist die arglose Hilda nicht so schnell dazu bereit, nur einer Quasi-Überrumpelung von Seiten der Tante giebt sie nach, und wird Leo's Braut. Der junge Lebemann macht an der Seite seiner schönen, edlen Verlobten innerlich die besten Vorsätze — sobald er aber in die Residenz gekommen, verfliegen sie vor den glühenden Augen seiner früheren Geliebten, Blanca von Trelo. Das schöne intriguante Weib weiß ihn wieder ganz an ihren Siegeswagen zu fesseln und ihm den Gedanken einer Aufhebung seiner Verlobung nahe zu legen. Nur der Gedanke an seine Tante hält ihn zurück. Indessen schwindet auch diese Rücksicht: seine Tante stirbt am Schlage. Leo ist nun Alleinerbe. Uneingedenk des Wortes seiner Tante, daß Hilda die Hälfte des Vermögens erben solle, wenn Leo sie heirathe, löst dieser die Verlobung, und hält sich streng an die Bestimmungen des Testaments. Hilda's Schmerz, zum zweiten Male in ihrem Vertrauen getäuscht zu sein, ist unsäglich. Sie nimmt das Legat in Empfang, und zieht sich mit der Gesellschafterin ihrer verstorbenen Tante, Fräulein Berger, in tiefe Zurückgezogenheit zurück. Aber das Auge der Liebe findet sie doch,



Hermann Fels erscheint plötzlich in ihrem Hause. Er war bei jenem Schiffbruch glücklich gerettet.

Nach fünfzehn Jahren finden wir Hilda als glückliche Gattin an der Seite ihres Hermann, und muntere Kinder umspielen sie. Leo und Blanca sind dem Abgrunde rasch zugegangen: Beide sind Schauspieler geworden, und Leo stirbt elend in den Armen Hermann's und Hilda's.



### Adalbert Stifter.

Daß Stifter einen so großen Ruhm erlangte, daß seine Schriften in so weite Kreise drangen und gern gelesen werden von allen Freunden edlerer Lectüre, hat er, abgesehen von seinen dichterischen und künstlerischen Vorzügen, wohl in erster Linie der tief sittlichen Haltung, der moralischen Hoheit all' seiner Werke zu danken. Es dürfte kaum irgendwo eine Stelle zu finden sein, die man im Interesse der weiblichen und jugendlichen Leser lieber hinweg wünschte; Alles ist durchweht von dem Hauche jungfräulicher Reinheit; Inhalt und Geist, Handlung und Wort tragen den Stempel echter Frömmigkeit, echten Seelenadels und rührender Herzens-einfalt. Es ist nicht künstlich gemachte Frömmigkeit, nicht äußerlich aufgetragene Farbe, sondern des Dichters innerste Natur. Sowenig wie das Blatt des Baumes ein anderes Colorit zeigen kann als das ihm von der Natur bestimmte, sowenig kann Stifter in seinen schriftstellerischen Erzeugnissen seine Natur verläugnen: christlich, fromm, aus innerstem Herzen katholisch. So ist der Gesamt-Eindruck seiner schriftstellerischen Arbeiten. Will man indessen nach einzelnen Stellen suchen, seine Katholicität zu beweisen, so ist es gar nicht schwer, solche zu finden. Nur ein Katholik kann den Gebrauch des Weihwassers so begreifen und andeuten, wie es Stifter (Studien III 35, Bunte Steine 51) gethan; so von der Verehrung zur Gottesmutter und dem hl. Messopfer



sprechen, wie Stifter (Bunte Steine 50. 226); so die heil. Handlungen schildern, wie Stifter (Studien II 288). Ist man damit aber nicht zufrieden, will man es aus seinem eigenen Munde hören, so findet sich in „Bunte Steine“ auf S. 173 eine Belegstelle. Er spricht dort von den Festen der katholischen Kirche und hebt folgendermaßen an: „Unsere Kirche feiert verschiedene Feste, welche zum Herzen dringen. Man kann sich kaum etwas Lieblicheres denken als Pfingsten, und kaum etwas Ernsteres und Heiligeres als Ostern.“ U. s. w.

Indessen können solche Stellen wenig beweisen, der Geist des Ganzen ist allein maßgebend. Stifter legt seine Gesinnung in die Handlung, er läßt sie unvermerkt auf den Leser wirken, sie weht ihm wie Duft aus der Blüte wohlthuend entgegen. Es ist ein kindlich frommer Geist, der mit freudiger Gläubigkeit den Satzungen der Kirche folgt, wenig weiß von den Wirrnissen modernen Lebens, und sich unwillig abwendet von Allem, was mit dem Anstrich des Ungewöhnlichen, Außerordentlichen eintritt in den eng umgrenzten, friedlichen Kreis seines Daseins. Wir finden nirgend in Stifter's Werken Begebenheiten und Ereignisse, die bedeutend abweichen von dem gewöhnlichen Gange des Lebens; jeder Leser kann sagen: das ist auch mir schon passirt, oder es ist gar nicht ausgeschlossen, daß es an einem der nächsten Tage geschieht. Nur einmal geht Stifter über diese Grenze hinaus, in „Abdias“, aber nicht zu seinem Vortheil, denn er hat märchenhafte Motive in den sonst so natürlichen Verlauf der Erzählung verwebt. Stifter hat in der That nur ein geringes Erfindungs- und Combinationstalent, oder vielmehr, er versteht es nicht zu finden, Geschehenes zusammenzufassen, Eigenes mit dem Thatsächlichen innig zu verschmelzen, und so ein reich gegliedertes dichterisches Kunstwerk zu schaffen. Andererseits könnte man freilich auch vermuthen, daß Stifter mit wohl berechneter Absichtlichkeit seinen Werken



einen so hohen Grad von Schlichtheit verlieh. Denn er betont in der Vorrede zu „Nachsommer“ ausdrücklich, daß er einfach sein wolle gegenüber der Gespreiztheit der modernen Dichtkunst, die ihrem Verfall zugehe. Mordgeschichten voll leerer und schlechter Menschen wolle er nicht liefern. Indessen dürfte diese Selbstvertheidigung nur den Mangel an Erfindungskraft verdecken sollen; wer erfinden kann, der wird es nicht lassen wollen. Daß es Stifter aber nicht kann, beweisen seine Werke. Am frappantesten die historische Erzählung „Witiko“. Was geschieht in den drei Bänden des weitläufigen Romanes? Ein Minimum! Witiko kämpft für Herzog Wladislaus, verlobt sich, verheirathet sich und setzt sich zur Ruhe. Von romantischen Thaten zum geschichtlich Feststehenden ist nicht die Rede. Gerade so ist es in „Nachsommer“. Der Kern der ganzen Erzählung läßt sich mit wenigen Worten wiedergeben. In „Der Hochwald“, „Die Mappe meines Großvaters“, „Der Hagestolz“, „Das Haidedorf“ ist die Handlung die denkbar einfachste. In „Feldblumen“ ist sie ein wenig complicirter, aber noch weit entfernt von einer novellistischen Verwicklung.

Aber, wird man fragen, womit füllt denn Stifter seine Bogen und Bände aus? Die Antwort ist leicht: mit den eingehendsten Schilderungen der Menschen, der Dinge und der Natur. Stifter ist seiner ganzen Anlage und Neigung nach dichterischer Maler. Lieft man Novellen wie: „Der Hagestolz“, „Der Hochwald“, „Die Mappe meines Großvaters“, so wird man sofort gewahr, daß nicht die Handlung es ist, derentwegen der Dichter seine Phantasie in Thätigkeit setzt, sondern die Beschreibung, die Schilderung, und eben deshalb vermag man Stifter's Werke nicht leicht in eine der stehenden Kategorien der Dichtkunst einzurangiren. In erster Linie ist es die Natur, in ihren unzähligen Gestaltungen und Erscheinungen, der er seine ganze



Aufmerksamkeit und Sorgfalt widmet. Unstreitig geht er darin weiter, als es die Gesetze der Dichtkunst erlauben. Welchen Eindruck macht es, wenn die Schilderung des Hochwald's nicht weniger als dreißig Seiten, die Darstellung von Victor's Wanderung zu seinem Oheim in „Der Hagestolz“ nicht weniger als ein und fünfzig Seiten einnimmt, während der ganze Umfang der ersten Novelle nur neunzig, der zweiten nur hundertzehn Seiten umfaßt! Das ist doch ein entschiedenes Mißverhältniß, man verliert das Ziel ganz aus den Augen, man verirrt sich in dem üppig wuchernden niedrigen Gestrüpp, anstatt unter lichten Bäumen zu wandeln. Der Leser geht mit den handelnden Personen spazieren, bewundert mit ihnen die Schönheiten der Natur, aber schließlich wird man verstimmt, daß immer die erwartete Handlung noch nicht eintritt. Dazu kommt, daß Stifter keineswegs bloß das Große, Erhabene der Natur darstellt, sondern auch das Winzige, Verschwindende mit gleicher Behaglichkeit. Für ihn hat Alles, was draußen webt und lebt, wächst und singt, seine Bedeutung. In gleichem Werthe steht bei ihm der Berg wie der kleine Hügel, der Wald wie der kleinste Strauch, die größte Blume wie das winzigste Gräschen, Alles umfaßt er mit gleicher Innigkeit. Auch das ist ein Mißverhältniß, wie es sich namentlich in „Der Nachsommer“ zeigt. Seitenlange Beschreibungen widmet er den verschiedenen Rosen- und Obstbaumarten, nicht als ob er eine Erzählung, sondern ein Handbuch der Rosen- und Obstcultur zu schreiben habe. Man braucht nicht einmal, wie es vielfach Kritiker gethan haben, auf Lessing's ästhetischen Codex, auf „Laokoon“ zurückzugehen, um derartige ausschweifende Schilderungen zu verurtheilen; jeder Leser fühlt das Unberechtigte heraus.

Häufig genug aber ist er in der Lage, dem Dichter dankbar zu sein für seine Schilderungen und ihm seine



Ausführlichkeit zu verzeihen. Denn Stifter ist Meister in der Naturmalerei, er ist dichterischer Maler aus innerstem Drange, aus innigster Liebe zur schönen Natur. Wie es Victor auf seiner Wanderung zum fernen Oheim geht, so dem Dichter: sein Herz geht auf in der unermesslichen Natur und vergißt die kleinen Leiden und Misereu der Alltäglichkeit. Und was er empfindet inmitten unendlicher Schönheit, das vermittelt er kunstvoll dem Leser. Es mag kaum einen Dichter, Sealsfield vielleicht ausgenommen, geben, der Aehnliches geleistet hat. Sealsfield übertrifft Stifter an Großartigkeit der Auffassung und Glut des Colorits — aber Sealsfield hatte auch vor sich das üppig wuchernde Leben der Trope, und das erklärt Alles — dagegen steht er weit unter Stifter an gründlicher, durch tiefes Studium erworbener Kenntniß der Naturerscheinungen. Wer im „Condor“ die Lichteffecte der oberen Regionen so meisterhaft zu schildern versteht, hat mehr gethan, als bloß die Wolken ziehen sehen. „Derartige Schilderungen des Details, mag das Auge des Malers auch ihre seltensten Farbenspielungen beobachten, sind doch nur möglich auf Grund naturwissenschaftlicher Studien, denen sich das Naturleben mit allen seinen Geheimnissen erschließt.“ (Gottschall.) Die Kunst besteht darin, das auf dem untersuchenden Wege des Verstandes Ergründete dem Leser dichterisch zu vermitteln. Es darf nicht ein Abwägen von Ursache und Wirkung sein, sondern zwanglos, ohne Andeutung des inneren nothwendigen Zusammenhanges, muß die Wirkung aus der vorher geschilderten Ursache hervorgehen. Das darzustellen ist Stifter unerreichter Meister. Eine einzige Stelle wird es dem Leser zu beweisen vermögen:

„Victor war nie auf einem so großen Wasser gewesen. Das Dorf zog sich zurück, und die Wände um den See begannen sehr langsam zu wandern. Nach einer Weile streckte sich eine buschige Land-



junge hervor, und wuchs immer mehr in das Wasser. Endlich riß dieselbe gar von dem Lande ab und zeigte sich als eine Insel. Gegen diese Insel richteten die zwei Rudernden ihre Fahrt. Je näher man kam, desto deutlicher hob sie sich empor, und desto breiter wurde der Raum, der sie von dem Lande trennte. Ein Berg hatte ihn früher gedeckt. Man unterschied endlich sehr große Bäume auf ihr, Anfangs so, als wüchsen sie gerade aus dem Wasser empor, dann aber auf bedeutend hohem Felsenufer prangend, das fallrecht mit scharfen Klippen in die Flut nieder ging. Hinter dem Grün dieser Bäume wanderte ein sanfter Berg, der von dem Abende lieblich geröthet war." (Studien III 45.)

Das ist, trotz der hohen Einfachheit des Gegenstandes, eine kunstvolle Schilderung. Die optischen Effecte sind genau berechnet und anschaulich zur Darstellung gebracht. Ferner:

„Es war unterdessen schon der Abend gekommen. Einige Berge lagen mit dunklen Wolkenstücken in Umarmung, andere ragten wie glühende Kohlen aus den Trümmern und Inseln des blassen Himmels, schillerten ungesehen über dem Haupte des Jünglings.“ (Studien III 92.)

Es würde zu weit gehen, wollte ich weitere Schilderungen als Beispiele ausheben; eine jede Erzählung Stifter's bietet deren in Menge. Je kürzer sie sind, desto mehr Genuß bieten sie dem Leser. Namentlich „Das Haidedorf“ und „Abdias“ haben wahre Perlen echter Landschaftsmalerei aufzuweisen. „Ueberall zeigt sich, wie Carus Sterne treffend hervorgehoben, das Bestreben, uns eine besondere, mit Malertakt ausgewählte Landschaft vorzuführen, in allen Beleuchtungen, welche ihr die Tageszeit, in allen Wandlungen, welche ihr der freisende Gang der Monate zu geben vermag. Unübertrefflich sind insbesondere die Waldstudien, die Schilderungen des Waldes, mit seinem belebenden Hauche, mit seiner Urfrische und immer neuen wechselnden Gestaltung, wie er das Gebirge hinanklettert, und sich in zauberhaften Durchblicken nach den Thälern öffnet, dunkelumlaubte Bilder in leuchtenden Farben bietend.“ (Janssen.)



Stifter's Neigung zu eingehenden Beschreibungen zeigt sich auch bei den Verrichtungen und Gegenständen des gewöhnlichen Lebens. Witiko's Besuche, die erste Praxis des Urgroßvaters in „Aus der Mappe meines Urgroßvaters“, die Reisen des „Ich“ in „Der Nachsommer“, Essen und Trinken, Pferdeabspannen und Pferdetränken, Alles wird haar- klein beschrieben. Wie weit das gehen kann, mag folgende Schilderung eines höchst einfachen Vorganges beweisen:

„— so fing er im Winter, ehe die Erde fror, einen Zaun um die Wiese zu ziehen an, fuhr im nächsten Frühjahr damit fort, bis, ehe die Blümchen die ganze Wiese weiß und gelb überzogen, dieselbe von allen Seiten mit einem starken stattlichen hohen Gehege umgeben war. Er hatte die Pfähle aus Eichen gemacht, und unten anbrennen lassen, daß sie doch eine gute Zahl von Jahren hielten. Die Spelten zu den Mittelstücken waren Tanne, schlank gespalten und gut in einander geflochten — eine Art, wie man bei uns bis dahin die Zäune nicht gemacht hatte, und wie sie ihm in andern Ländern, die er früher besucht hatte, vorgekommen waren. Zur Einfahrt der Wagen in die Wiese hatte er eine Holzgitterthür machen lassen, die mit einem eisernen Schlosse verschlossen war. Schlüssel dazu wurden sieben verfertigt u. s. w.“ (Studien II 50.)

„Der Knecht holte nun eine Magd, welche in einem Kübel Wasser, dann Stroh und Sand brachte, um damit eine der hölzernen Kufen zu scheuern, die als Pferdefuttertrog vor dem Hause standen. Der Reiter war von seinem Tische aufgestanden, sah der Arbeit zu und leitete sie. Als sie fertig war, wurde die Kufe vor sein Pferd gestellt. Der Reiter nahm nun selbst den flachen, länglich runden Korb, in dem der Knecht Haber gebracht hatte, in seine Hände, schüttelte den Haber, und gab einen Theil davon, mit seinen Händen abmessend, dem Pferde in die Kufe. Als dieses davon fraß, und in seinem Essen fortfuhr, ging der Reiter wieder zu seinem Tische, setzte sich dort nieder und sah vor sich hin.

Nachdem eine gehörige Zeit vergangen war, stand der Reiter wieder auf und ging zu seinem Pferde. Er ordnete ihm neuerdings sein Futter, und gab ihm jetzt auch Heu, welches der Knecht gebracht hatte. Er blieb nun bei dem Pferde stehen.“ (Witiko I 11.)



Vergebens fragt man sich: Was bezwecken so eingehende, immer wiederkehrende Schilderungen von Alltäglichkeiten, von Berrichtungen, die der Feder eines Dichters in keiner Weise würdig sind? Homer durfte das thun, aber wir leben denn doch in einer anderen Zeit, und ein moderner Homer würde mit ein paar Worten darüber hinweg gehen. In der monströsen historischen Erzählung „Witiko“ nimmt die durchaus nicht interessante Versammlung der Herzoge und Bischöfe 56 Seiten, das Gericht über Witiko 30 Seiten, historische Erörterungen 22 Seiten ein. Das ist durchaus gegen die Natur des historischen Romanes, in dem Alles — weltgeschichtliche Situation, Charaktere und Conflict — ungezwungen aus der Handlung hervorgehen sollen.

Daß sich Stifter's Neigung auch auf die Costümmalerei und all' das Beiwerk eines historischen Romans erstreckt, ist klar. Ueberall dieselbe in's Minutiöse gehende Detailmalerei. Sogar der Stil hat vielfach darunter gelitten, wie folgende Proben beweisen mögen:

„An dem Wege des Wanderers wallten oft die Wellen des Korn's, das Jemanden gehören mußte, Bäume umgaben es, die Jemand gezogen haben mußte.“ (Studien III 39.)

„Er knöpfte den Rock, den er an hatte, fest zu.“ (Studien III 113.)

„Als er mit dem Spruche fertig war, nahm er eine Kristallflasche, die hinter ihm auf einem Brette gestanden war, schenkte sich aus der Flasche einen Wein, der in derselben enthalten war, in ein Glas, das er in der Hand hielt. (Studien III 113.)

„— wenn wir den Fuchs aus dem Schnee, in den er sich verfiel, austreten mußten.“ (Studien III 73.)

Und solcher Beispiele könnte ich eine ganze Menge anführen, zum Beweise, wie sehr Stifter's Talent sich mit dem Ueberflüssigen beschäftigt, wie wenig er das rechte Maß kennt.

Das Alles sind große Mängel, allerdings, aber sie vermögen unserm Dichter von seiner Bedeutung nichts zu



rauben; hätte er sie nicht, wäre er noch höher zu stellen, aber er ist auch so noch groß genug. Es liegt in seinen Skizzen und Novellen ein Schatz von Poesie verborgen, reich genug, ein Duzend moderner Erzähler glänzend auszustatten. Doch der Schatz liegt tief; wer ihn finden und sich an seiner schimmernden Pracht erfreuen will, muß in sich selbst die Wünschelruthe tragen; wer sie nicht hat, wird die meisten der Stifter'schen Novellen gänzlich unbefriedigt aus der Hand legen, ja, wer Dichterwerke nicht anders zu lesen gewohnt ist, als nach einem opulenten Mittagmahle behaglich auf dem Sopha ausgestreckt, wird bald in Morpheus' Armen liegen. Stifter setzt bei seinen Lesern ein so überaus feines Empfindungsvermögen voraus, als er selbst es besitzt, er verlangt vom Leser ein mit der Lupe bewaffnetes geistiges Auge, ein Hineinleben in die zartesten Gefühle des menschlichen Herzens. Wer nur am Außerlichen haftet, nur für grobe Eindrücke empfänglich ist — der greife nicht nach Stifter's Werken, er findet nicht die Spur des Gesuchten. Denn über Allem, was Stifter in den „Studien“ geschrieben, schwebt ein idealer Hauch: Begebenheiten und Charaktere sind durchaus nicht über das Niveau des Gewöhnlichen erhoben — aber wie ist Alles dargestellt! Des Dichters Kunst schleift kostbare Diamanten aus werthlosen Feldsteinen, die als keines Menschen Eigenthum offen auf dem Boden liegen. Wie der Dichter das erreicht, ist sein Geheimniß; es zu ergründen wäre so erfolglos, wie der Versuch, den Ursprung des Blumenduftes zu erforschen. Die Analyse zerpflückt die Blume, der Duft entschwebt in lichte Regionen, der kahle Stengel aber bleibt zurück; wer den größten Schaden dabei hat, das ist der Zuschauer, hier der Leser. Wer Stifter kennen lernen will in seiner ganzen Größe, muß zu seinen Werken greifen. Glänzte er durch hervorragende Erfindungsgabe, so wäre es ja leicht, seine Dichtungen zu charakterisiren;



aber es liegt eben Alles in der Zartheit der Empfindung, in der Feinheit der Darstellung. Wer vermöchte in einem noch so eingehenden Referate die überreichen Schönheiten einer Novelle wie „Feldblumen“ wieder zu geben, die Großartigkeit des „Abdias“, die tiefführende Anmuth des „Hagestolz“? Wer wollte ihn wiedergeben, den reizenden, so leicht hüpfenden und doch so tiefsinnigen Humor in der erstgenannten Novelle? Den melancholischen Reiz der Novelle „Das alte Siegel“?

Am schönsten zeigt sich unstreitig die Eigenartigkeit des Stifter'schen Talentes in der Novelle „Feldblumen“. Wie bescheiden der Titel! Es sind Blumen, die durch die Kraft und Satttheit des Colorits an exotische Gewächse mahnen, denen aber die Weichheit und Innigkeit heimischer Blumen nicht fehlt. Die einfache Herzensgeschichte ist von großer Schönheit, die Charaktere sind durchweg brillant. Namentlich ist der Erzähler selbst eine äußerst liebenswürdige Person, die uns ganz für sich einnimmt. Von welch' reizendem Humor sind die Briefe des Helden an Titus durchweht, ein Humor, der uns Einblicke in ein reiches und tiefes Gemüth verstatet.

„Ein Tagebuch ist eigentlich nur für den Führer desselben ansprechend, und ich müßte Dich schlecht lieben, mein Titus, wenn ich Dich erbarmungslos durch alle Tage meines Kalenders schleppte. Als wir an jenem Abende auf dem Rigi, mitten unter kalten Reisebeispielen von Engländern, Beide zwar so arm wie Kirchenmäuse, aber toll und lustig genug, Abschiedsfeste feierten, und in unserer Lyrik erst unsere Namen tauschen wollten, dann aber dieses sogar zu dürftig fanden, und versprachen unser ganzes künftiges Leben auszuwechseln d. h. uns gegenseitige gewissenhafte Tagebücher zu senden. — Als Alles dies vorfiel, konnte es doch unmöglich so gemeint sein, daß ich Dir jeden fahlen Tag übermache, der mich in dieser Hauptstadt überfällt, welche Hauptstadt mir oft kleinstädtisch genug und abgeschabt verkommt, gegen die freie gewaltige Residenzstadt der Natur. Du bist wohl noch der alte Narr, und ein hiesiger Freund, oder besser gesagt, nur ein



Bekannter, den ich unlängst erwarb, Amielm Ruffo, sagte, ich sei auch ein großer, aber unschädlicher, d. h. für Andere, mir selber aber beständig im Rechte. Es kann sein, und wenn Du eine stichhaltige Beschreibung eines Narren auftreibst, so sende sie schleunigst, dann läßt sich die Sache eher entscheiden — bis jetzt wußte ich keine. Bleibe fürerst nur der liebe, gute, schönheitsbegeisterte Narr, als welchen ich Dich kenne und ich will Dich einige Millionenmal mehr lieben, als die andern gescheidenten Leute.“ (Studien I 34.)

Ein nicht minder kunstvoll gezeichneter Charakter ist der „alte drollige“ Engländer Aston, der mit erstaunlicher Gewissenhaftigkeit für Freude und Vergnügen sorgt, sich tagelang mit Geheimnissen herumträgt, die schon Jedermann weiß. Die Mädchengestalten sind von hoher Anmuth und Frische. Die Heldin der Novelle, Angela, ist eine Idealgestalt aus Jean Paul'schen Regionen; man glaubt jeden Augenblick, sie müsse unseren Augen entschwinden.

Auch in Bezug auf die Schilderung ist Stifter in dieser Novelle am glücklichsten gewesen, die Schattenseiten seiner Malerei verschwinden völlig. Eine herrliche Schilderung enthält z. B. der zweite Brief, „Beilchen“ überschrieben.

In „Abdias“ zeichnet uns Stifter in großartigen Zügen das Bild eines Abkömmlings des auserwählten Volkes, aber ohne die Schattenseiten eines modernen Juden. Dieser Jude stößt uns nicht ab, im Gegentheil, er hat unsere ganze Sympathie. Wir bewundern die unbeugsame Energie seines Wesens, eine Energie, die nie das Ziel des Lebens aus dem Auge verliert, und, tausendfach zurückgeworfen von den Wogen des Lebens, immer wieder dem Ende zustrebt; die es sich nicht verdrießen läßt, stets wieder von vorn anzufangen. Abdias kennt nicht Ruhe, nicht Rast; Gold sammeln, reich und mächtig werden ist die Aufgabe seines Lebens. Mögen alle Schrecken der Wüste ihn bedrohen, räuberische Menschenhände ihn von Allem entblößen — er kennt keine Furcht und kein Genügen. Seine stolze Natur sehnt sich



nach Macht und Ansehen. Wenn er auf seinem Wüstenrosse thront, dann erweitert sich seine Brust; Räuber kommen:

„Abdias selber wurde empor gerissen, er hatte sein schwarzes Angesicht hoch gehoben, seine Narben waren Feuerflammen, die Augen in dem dunklen Antlitz weiße Sterne, der Mund rief weittönend und in Schnelle die tiefen Araberlaute aus, und wie er, die Brust gleichsam in Säbelblitze tauchend, immer tiefer hineinritt, hatte er den dunklen dünnen Arm, von dem der weite Seidenärmel zurückgefallen war, von sich gestreckt, wie ein Feldherr, der da ordnet.“

Für wen ringt Abdias? Für sein Weib Deborah, das ihn nicht liebt, weil die Blattern ihn häßlich gemacht, für sein Kind Ditha, dem Gott das Augenlicht nicht geschenkt hat. Das ist mit so erschütternder Treue dargestellt, daß man sich tiefer Rührung nicht erwehren kann.

In „Der Hagestolz“ löst Stifter das Problem, die verknöcherte Seele eines alten Menschenfeindes weich werden zu lassen, durch den Einfluß eines jugendlichen Herzens. Es ist hochdichterisch, wie des Alten Seele nach und nach erzittert unter dem Drucke einer seit Jahren ungewohnten Gefühlsregung; wie sie sich gleichsam sträubt gegen die Tyrannei „unmännlicher Schwäche“; und wie schließlich die edle Natur siegt über die Kruste bitterer Erfahrungen.

Stifter läßt den Empfindungen nicht allzu großen Raum. Er öffnet uns nicht das Herz des Individuums, daß wir mit größter Klarheit sehen, was in ihm vorgeht; sondern aus den Handlungen muß der Leser sich ein Bild des augenblicklichen Gemüthszustandes machen. Das ist echt künstlerisch und wirkt am eindringlichsten auf die Phantasie des Lesers. Unwillkürlich, unbewußt, mit Blitzesschnelle empfindet unsere Seele, was augenblicklich das Herz einer Person freud- oder leidvoll bewegt. Der Dichter drängt uns nimmer eine Empfindung auf, er verlangt gar nicht von uns, daß wir das Dargestellte mit gleicher Innerlichkeit empfinden; aber er weiß, daß Leser von gleicher Feinsichtigkeit



nicht anders empfinden werden als er. Macht es doch auch er nicht anders, den wir seit Jahrhunderten als den Meister epischer Darstellungsweise bewundern, der alte Homer! Wie zart, gleichsam verschämt, deutet er an, was die Seele der holden Nausikaa erzittern läßt in ungewohnten Schwingungen, als sie den „göttergleichen“ Odysseus einkehren sieht in die traute Behausung ihres Vaters! Keine blendende Schilderung — die einfache Thatsache bietet Homer seinen Lesern. Man hat den alten Dichter der Empfindungslosigkeit beschuldigt, während dieser Vorwurf dem empfindungslosen Leser gemacht werden muß.

Es kann indessen nicht geläugnet werden, daß in den jüngeren Werken Stifter's, namentlich in „Witiko“, eine Marmorkälte herrscht, die den Leser eifig berührt. Was Kunst sein soll, erscheint hier als Manier. Und das geht so weit, daß in „Witiko“, in allen drei Bänden, nicht ein einziges Mal gelacht wird! Welch' ein Unterschied gegen die Wärme der kleinen Novellen!

Auch im Stil stehen die drei Bände der „Studien“ höher als alles Andere, was Stifter geschrieben. Manchmal werden wir an Jean Paul erinnert, manchmal an Goethe. Hier Bilderfülle, prächtige Gleichnisse, überraschende Wortspiele — dort vornehme Ruhe, vorsichtig berechneter Periodenbau mit den gewähltesten, elegantesten Wendungen. Stellen wie:

„Im Uebrigen reitet er unterschiedliche Steckenpferde und thut seiner Kappe jährlich ein paar Schellen und sauberes Pelzwerk zu, was ihm wohl Du und ich am wenigsten verargen können, denen gewiß derlei Glocken und Streitrosse nicht ausbleiben werden. Und am Ende ist mir ein phantasiereicher Greis mit seinen paar zugehörigen Narrheiten lieber, als jene erloschenen Menschen, die sich vorgestorben sind und ihren Körper, wie das leere Fach der Seele hinfristen.“

(Studien I 51.)



„... arglos eine wahre Kumpellkammer eines Herzens aufthut, worin Plunder und Kleinodien liegen, die nur Niemand geordnet hat, weil die einzige Hand, die es konnte, und der er es mit geduldigster Liebe überlassen hätte, längst schon im Grabe liegt — die seiner Gattin, deren leise, schöne Tritte in der Plunderkammer oft deutlich sichtbar werden, wenn der Zufall das eine oder andere unnütze Tuch von ihnen abhebt.“ (Studien I 51.)

„Mozart theilt mit freundlichem Angesichte unschätzbare Edelsteine aus, und schenkt jedem etwas; Beethoven aber stürzt gleich einen Wolkenbruch von Juwelen über das Volk; dann hält es sich die Hände vor den Kopf, damit es nicht blutig geschlagen wird, und geht am Ende fort, ohne den kleinsten Diamanten erhascht zu haben.“ (Studien I 58.)

„Er war ihr wieder gegenüber gesessen, sein leuchtendes Antlitz zu ihr empor gewendet, umwallt von dem flüssigen Gold der Haare, angeschaut von den zwei vollen Sternen ihrer Liebe.“ (Studien I 229.) könnte Jean Paul geschrieben haben. In „Witiko“ dagegen haben wir den reinen Chronikensstil mit seinen seltsamen Schnörkeln und Zickzack-Linien. Das soll naiv sein, ist aber nur affectirt. Hier kann Stifter nicht sagen, wie er es in der Vorrede zu „Der Nachsommer“ thut: er habe in der Form die Einfachheit der Antike vor Augen gehabt, und viele, besonders moderne Leser, würden verblüfft sein, weil die heutigen Redekünste gar nicht vorhanden wären. Ich möchte glauben, daß über Stifter's „Witikostil“ alle Leser „verblüfft“ werden. Wie ganz anders macht sich dagegen der rein objective Stil in „Abdias“:

„So hatte Aron gesprochen und den Sohn hinausgeführt zu den Palmen, wo das Kameel lag. Dann segnete er ihn und tastete mit seinen Händen auf dem lockigen Scheitel seines Hauptes. Esther lag drinnen, auf dem Teppiche, schluchzte und schlug mit den Händen den Boden. (S. 193.)

Dann wieder, wie Abdias sieht, daß seiner Ditha das Licht der Augen wiedergeschenkt ist:

„Bisweilen, wenn ein kurzer Stillstand des Gespräches war, stand er auf, rang in der Finsterniß die Hände über seinem Haupte, oder er krampfte sie in einander, wie man in Holz oder Eisen knirscht, um die innere Erregung abzuleiten.“ (S. 195.)



Das ist echt homerische Ursprünglichkeit und Naivetät!  
In den „Studien“ haben wir einen geist- und gefühl-  
belebten Dialog — in „Witiko“ giebt es Gespräche von  
unsagbarer Inhaltlosigkeit:

„Darauf sagte Wladislaw: „Ich werde Dir später antworten,  
Wratiskaw.“ Otto, sprich.

Otto sagte: „Ich rede, wie Wratiskaw geredet hat.“

Dann sagte Wladislaw: „Leopold, sprich.“

Leopold antwortete: „Ich rede wie Wratiskaw.“

Dann sagte Wladislaw: „Spitihnew, sprich.“

Spitihnew entgegnete: „Ich rede genau so wie Wratiskaw.“

Dann sagte Wladislaw: „Wladislaw, Sohn Sobeslaw's, sprich.“

U. s. w. (Witiko III 167.)

„So sind wir fertig“, sprach der Kaiser „Hochwürdiger Erz-  
bischof von Mainz, wie nennt man das, was Mailand übt?“

„Empörung“, sagte der Erzbischof.

„Und Du von Köln“, fragte der Kaiser.

„Empörung“, antwortete der Erzbischof von Köln.

„Und Du von Trier“, fragte der Kaiser.

„Empörung“, antwortete der Erzbischof von Trier.

„Und ihr Andern“, fragte der Kaiser.

„Empörung“, riefen Alle.“ (Witiko III 344.)

Und dazu wirkt die Verbindung der Dialoge durch die  
unvermeidlichen — sagte, antwortete, entgegnete, erwiederte,  
schließlich so ermüdend wie das ewige „Ja, Conrad!“ in  
„Bunte Steine“. Wir wollen indessen ganz davon absehen,  
die „Studien“ bleiben des Dichters bestes und würdigstes  
Denkmal.

Von Stifter's Leben läßt sich nur wenig erzählen. Er  
wurde geboren den 23. October 1805 in Oberplan am  
Böhmerwalde, als Sohn eines Leinwebers. „So in den  
beschränktesten Kleinbürgerlichen Verhältnissen aufwachsend, er-  
hielt er die ersten, mächtig nachwirkenden Anregungen von  
der umgebenden Natur: der düstere Böhmerwald mit seinen  
Waldseen, die Moldau mit ihren Felsufeln und Burgen



prägten sich tief in das Gemüth des Knaben." (Gottschall.) Im Jahre 1818, nach seines Vaters Tode, brachte ihn sein Großvater in die lateinische Schule der Benedictiner-Abtei Kremsmünster, wo sich sein poetisches Talent schüchtern entwickelte. Nach acht Jahren bezog er die Universität Wien, die Rechte zu studiren. Mächtiger als das Jus zogen ihn aber historische, mathematische und naturwissenschaftliche Studien an. Nach Vollendung der juristischen Studien ertheilte er Unterricht in oben genannten Fächern, und blieb bei dieser Beschäftigung bis 1848. In seinen Mußestunden schrieb er die „Studien“, die er anfänglich in der That nur als Studien betrachtete, ohne jede Rücksicht auf etwaige Veröffentlichung, nur das Drängen seiner Freunde bewog ihn zur Herausgabe. Inzwischen hatte er sich, im Jahre 1837, verheirathet, und zwar mit Amalia Mohaupt, der Tochter eines Offiziers. Im Jahre 1849 wurde er Schulrath und Schulinspector für Ober-Oesterreich, und blieb es bis 1865. Andauernde Kränklichkeit zwang ihn, sich in den Ruhestand versetzen zu lassen. Leider genoß er der unfreiwilligen Muße nicht lange, denn am 28. Januar 1868 starb er zu Linz. Seine sämtlichen Werke umfassen siebenzehn Bände, unter denen die „Studien“ und „Bunte Steine“ die besten sind.